Aus

Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1913.



Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1913.

I. Allgemeines.

Eingangsbetrachtungen. Aus anderen Missionen. Rätsel.

II. Erzählungen und Schilderungen aus den Missionsgebieten der Brüdergemeine.

1. Amerika.

2. Afrika.

3. Asien und Australien.

III. Abbildungen.

Druck von Gustav Winter in Herrnhut



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1913. 14. Jahrgang.

Werde licht!

„Mache dich auf, werde licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.“ So haben wir in der Weihnachtszeit oft singen und sagen hören. Und der 6. Januar predigt noch einmal die gleiche Wahrheit. Ist's nun aber nicht so: Die zweite Hälfte dieses Spruches haben wir lieber als die ersten Worte? Denn in dem zweiten Teil dieses Bibelverses hören wir, daß wir etwas empfangen, in den ersten Worten dagegen werden wir aufgefordert, etwas zu tun. Und zum Tun sind die meisten Menschen viel lässiger als zum Nehmen.

Wenn wir nun aber zum Weihnachtsfest das ewige Licht, die Herrlichkeit des Herrn, kurz gesagt, unsers Gottes Güte und Liebe in dem Heiland, der für uns, zu unserer Rettung, geboren ward, empfangen haben — sollten wir da nicht in dem neu anbrechenden Jahre die Verpflichtung fühlen, dem Heiland und unserem Gott auch unsererseits etwas zu geben? Ihr alle wißt es, daß wir unser Herz, d. h. unseren Willen, unser ganzes Ich dem Herrn hingeben sollen. Unser Bibelwort betont aber noch etwas ganz besonderes: Werde licht! d. h. werde fröhlich und vergnügt in deinem Gott! Und da das nur derjenige recht werden kann, der ein reines Herz und Gewissen hat, so ist das die Aufgabe, die uns jetzt nach Weihnachten gestellt wird: Laßt nun in das unter dem Licht des Weihnachtsbaumes, unter dem Leuchten aus Bethlehems Stall von der Sünde freigemachte Herz Euren Gott und Heiland Einzug halten, damit ihr nicht mehr in die Sünde willigt; und ihr werdet sehen, daß sich's in dieser Gemeinschaft mit dem Herrn fröhlich und selig leben läßt. Schon in der Jugend braucht niemand ein Kopfhänger zu sein und finster und griesgrämig drein zu schauen, nein, da kann's ein frohes und heiteres Lachen und Jubeln und ein vergnügtes Leben geben, denn da ist der Gehorsam gegen Gottes Gebot keine Last mehr, sondern erscheint uns als etwas ganz Selbstverständliches. Wie der Jesusknabe, so sind wir dann dem Vater und der Mutter, dem Lehrer und der Erzieherin ganz selbstverständlich untertan; wie der Knabe Samuel horchen wir auf die Stimme von oben, die durch das Gewissen, durch das Wort Gottes, durch die Ermahnungen von Eltern, Lehrern und Predigern zu uns spricht, und sagen, auch wenn die Stimme uns drei, vier und mehr Male aus dem Bett treibt oder aus irgend einer anderen bequemen Lage aufstört: Rede, Herr, dein Knecht hört; wie die Kindlein, die Jesus segnete, lassen wir uns dann immer wieder zum Heiland weisen, um seine Freundlichkeit und Liebe zu schmecken. Und bei dem allen sind wir kindvergnügt, „werden licht,“ unsere Augen blicken freundlich, unsere Hände sind dienstbereit, unsere Füße laufen den Weg der Gebote Gottes, unsere Hände falten sich zum Gebet für unsere eigenen Angelegenheiten und für die schwarzen und braunen Menschen, und unsere Herzen

gehören dann ganz und gar dem Herrn Jesus, unserem Heiland! O wie fröhlich und selig ist man mit seinem Heiland schon in der Jugend! Da ist's dann, als wenn sich Weihnachtsglanz auf das ganze neue Jahr legte, wie der glitzernde Sonnenschein auf den Rauhreif der Wälder. Versucht's einmal! Ihr habt ja eben erst das Christkind gebeten:

Dein Licht sei meine Weihnachtssonne
Und lehre mich die Weihnachtskunst,
Wie ich im Lichte wandeln soll
Und sei des Weihnachtsglanzes voll.

Das Leben der Negerfrau
in Deutsch-Ostafrika (Unyamwesi.)

Vorgetragen von Schwester Seibt bei einem vom Vorstand der Missions-Nähvereine veranstalteten Weihnachts-Familienabend in Herrnhut am 12. Dezember 1912.*)

Mit bangem Herzen komm ich heut
Zu diesem Fest in Eurem Kreise.
Ich grüße euch, ihr lieben Leut',
Auf meine afrikan'sche Weise.
Das ist ein Gruß, so lieb und schön,
Für Freunde, die sich wiedersehn:
Kommt man zu uns und ist man da,
So sagt man: Mwikale mhola!
Ich ruf's euch, liebe Freunde, zu:
Lebt froh in Frieden und in Ruh!
Habt Dank, daß ich heut kommen kann,
Hört meine Worte freundlich an!
Ich möcht' euch gern aus meinem Leben
Ein kleines Bild zu hören geben;
O, daß es euch zu Herzen geht,
Wie's draußen mit uns Frauen steht!

Fern, fern von hier, euch unbekannt,
Ist meiner Heimat schönes Land.
Da siehst du Häuschen strohbedeckt,
Zur Frühlingszeit im Grün versteckt.
Rings um die Häuslein Feld an Feld,
Von Mutter und von mir bestellt.
Wir ziehen Hirse dort und Mais,
Wo's feucht ist, auch den schönen Reis
Und pflanzen weiter die Bataten,
Die an dem Wasser gut geraten.
Dort wuchs ich auf als kleines Kind.
Und wie man's draußen bei uns findt',
War auch mir meine Mutter gut
Und trug mich stets in sich'rer Hut.
Ging sie zur Feldarbeit hinaus,
Mahlt' sie das Mehl im eignen Haus —



Reisstampfende Negerfrauen in Unyamwesi, Deutsch-Ostafrika.

Allüberall, beim Gehn, beim Bücken:
Mein Platz war auf der Mutter Rücken! —
Was schob sie mir doch in den Mund!
Ach, fast zu jeder Tagesstund'!
Schier alles wollte sie mir geben;
Nur Essen, Essen schien ihr Leben! —
Als ich dann selber konnte gehn
Und fest auf meinen Füßen stehn,
Sah ich der Mutter Arbeit zu
Und lernte, daß ich's selbst so tu.
Doch eins hat sie mich nicht gelehrt,
Das heute noch mein Herz beschwert:
Zu folgen auf der Eltern Wort.
Ich trieb mich lieber draußen fort,
Ich wollt' mit Freundinnen, den vielen,
Beim Trommeln tanzen oder spielen.
So kannten wir dich leider nicht:
Gehorsam, schönste Kindespflicht.

Doch noch viel schwerer ist's zu tragen:
Ich mußt' statt Wahrheit Lügen sagen. —
Und lag ich krank am Fieber schwer,
Bracht man den Zauberdoktor her,
Behing den Leib mit Amuletten,
Mich vor des Todes Not zu retten.
So glaubt' ich dieser dunklen Macht,
Die uns das Leben furchtbar macht.
Perlen am Leib und in den Haaren,

*) Will die Sprecherin im Negeraufzug auftreten, so schwärze sie sich das Gesicht und die Außenseite der Hand (die innere Handfläche ist auch beim Neger hell), setze eine schwarze Krimmermütze auf, um das krause Haar nachzuahmen, ziehe eine schwarze Trikot-Bluse oder einen schwarzen Sweater an und schlinge ein großes, weißes, blaues oder rotes Tuch um den Körper, das unter dem rechten oder linken Arm zusammengebunden wird und vorn weit übereinanderschlägt. Um Hals und Handgelenke lege man Messingringe und Amulette, bestehend aus kleinen Bündeln von Holzstückchen, Knöcheln, Perlen, Schoten. Zur Vervollständigung könnte noch dienen eine Perlenkette um die Mütze und eine andere um den Hals gelegt, sowie eine kleine Tabakspfeife, ins Gewand gesteckt.

Die machten sicher vor Gefahren!
So war im schönen Heimatland
Ich an die finstre Macht gebannt!

Doch als ich in die Jahre kam,
Die Freiheit schnell ein Ende nahm.
Zur Arbeit rief mich jedermann,
Wie es die Mutter schon getan.
Frühmorgens stand ich mit ihr auf,
Ging mit ihr zu des Wassers Lauf
Und lernt den Wassertopf zu tragen
Auf meinem Kopf, ohn' Furcht und Zagen.
Lernt auch von ihr recht schön und fein
Das Mehl zu mahlen auf dem Stein;
Zu kochen unsern dicken Brei,
Daß er dem Vater schmackhaft sei.
Der Mutter ging ich auch zur Hand,
Wenn mit der Hacke sie das Land
Bebaute und den Samen säte
Auf unsre langen, graden Beete.

Die schönste Zeit im ganzen Jahr,
Das war die Erntezeit fürwahr.
Gab uns der gute, starke Regen
Den vollen, reichen Erntesegen,
So dachten wir ganz sinnbetört,
Daß die Verstorb'nen ihn beschert,
Und ehrten sie, wie's uns gefiel,
Mit Trommeln, Tanz und Saitenspiel. —
Im Haus gab's manchen bösen Tag,
An den ich nicht gern denken mag.
Die Eltern hatten oftmals Streit
Und war'n zu jedem Zank bereit.
Wie selten gibt's bei uns da drüben
Der reinen Liebe schönen Frieden!

So wurd' ich groß. Mein Herz und Sinn
Ging ganz nur auf die Weltlust hin,
Wie es die andern um mich trieben
So wollte es auch mir belieben.
O wie mich's drückt! Weil ich empfinde,
Das alles war — die Macht der Sünde!
Ach, niemand kam auf unsern Wegen
Mit Warnen, Helfen uns entgegen!

Und weiter ging mein armes Leben:
Ich ward dem Manne hingegeben,
Der meinen Eltern gab das meiste Geld,
Das sie als Kaufpreis festgestellt.
So ward ich sein, sein festes Eigentum.
Und es erschien ihm als der größte Ruhm,
Daß ich so fest durch Kauf an ihn gebunden,
Um ihm zu dienen alle Tag und Stunden.
Ich sah's im Dorf, ich sah's beim Wandern:
Nicht besser stand es mit den Andern.
Wir Frauen draußen sind an allen Orten
In unsern Herzen völlig stumpf geworden.
Uns fehlt das helle Licht, bei uns ist's trübe,
Uns fehlet Frohsinn, Glück und reine Liebe.

Doch da — es war in jenen Tagen,
Als ich des Lebens Last getragen,
Da kamen weiße Leute her
Mit froher Botschaft übers Meer.
Es war die Botschaft von der Freude,
Von der Befreiung aus dem Leide,



Audienz der Surinamer Marktfrauen beim Gouverneur in Paramaribo.

Von der Erlösung aus den Sünden,
Die nur bei Jesus ist zu finden.
Und an der weißen Leute Leben
Sah ich's mit freudigem Erheben,
Daß Mann und Frau, eins mit dem andern,
Voll Liebe treu durchs Leben wandern.

O Freunde, seht, da wußt ich's ja:
Die Botschaft ist auch für uns da.
Wir brauchen Jesus, neues Leben
Kann er in Haus und Herzen geben.
Ich wollt ihn hab'n ins Herz hinein,
Er sollt dem Haus zum Segen sein.
Mit ihm will ich ein Neues leben,
Mit ihm nach seiner Liebe streben.
O Freunde, denkt an uns, die Armen,
Wir brauchen Liebe und Erbarmen!
Wir Frauen müssen Jesum haben,
Er ist die seligste der Gaben.
Wenn er mich neu belebt,
Wie freu ich mich's zu sehn,
Dann wird mein Volk, mein Heimatland
so schön!

Audienz der Marktfrauen in Paramaribo beim Gouverneur

am Geburtstag der Königin von Holland.

(Zum Bild auf voriger Seite.)

In wenigen Wochen feiern wir wieder Kaisers Geburtstag. Das ist ein großer Festtag. Alle, die unser Volk und Vaterland lieb haben, danken Gott besonders an Kaisers Geburtstag, daß er unserem deutschen Reiche einen so starken und so frommen Herrscher geschenkt hat. Und vor allem die Jugend begeht den Tag mit Festrede und Spiel, mit Singen und Jubeln, mit Wettlauf und Turnfeier.

Auch die schwarzen Menschen in den „Kolonien" der europäischen Staaten feiern am Jahrestag ihres Landesfürsten. So auch in Suriname in Südamerika, der holländischen Besitzung. In der Julinummer 1911 erzählten wir von dem Schulfest in Frederiksdorp, von feierlicher Ansprache, von Dauerlauf, blinde Küh, Sackhüpfen und anderen Spielen, die an „Koningin Verjaardag" dort vorgenommen wurden.

Heut von einem anderen Akt an diesem großen Tag! In der Hauptstadt ziehen die Marktweiber, die sich als ein zusammengehöriges Korps, im Mittelalter würde man gesagt haben: als eine Gilde, fühlen, gemeinsam auf den großen freien Platz vor dem Palastgebäude des Gouverneurs, um diesem ihre Aufwartung zu machen. Wie unser Bild es zeigt, haben sie sich festlich angetan und besonders ihren Kopf mit dem wunderlichsten Aufputz geschmückt. In möglichst vielfarbiger und möglichst steif geplätteter Gewandung, mit buntscheckigen Tüchern, sind sie aufgezogen, manche tragen sogar Blumen in den Händen, um dadurch ihrem kräftigen Aeußeren noch eine gewisse Grazie zu verleihen. Und über alle Köpfe hinaus ragen die Fahnen und Fähnchen, die das schmucke Bild beleben und nach oben abschließen.

Und der Gouverneur tritt aus seiner Residenz heraus, vergißt einmal den Verdruß, den ihm an manchem Alltag das Heer dieser feilschenden und nicht immer friedlichen Händlerinnen bereiten, dankt für die Ovation, für die eigenartige Ehrung, für die Vaterlandsliebe, die sich auch in dieser Form zum Ausdruck bringt, und hofft, daß das dem ganzen Aufzug zu Grunde liegende Gelöbnis königstreuer Gesinntheit, das diese Jubelgarde im Sonntagskleid ausspricht, in Zukunft auch in ihrem Werk und Wesen in den Arbeitstagen immer spürbarer zu sehen sein wird.

Auf der Insel Tabago in Westindien

werden viele Familien mit Schmerz und Wehmut ins neue Jahr eintreten. Dort herrschte in unseren Gemeinen Moriah (die 1827 Mitglieder zählt) und Montgomery eine Krankheit, an der von Mitte Juli bis Oktober 167 Personen gestorben sind. An ersterem Ort fand am 21. Oktober die 100. Beerdigung statt! Wäre dort nicht ein Nothospital errichtet worden, so wären noch mehr gestorben. Unsere Brüder leisteten in diesem Krankenhaus heldenhafte Arbeit, bis sie selbst krank wurden. An elf Tagen fanden je zwei, an zwei Tagen je drei, an fünf Tagen je vier und an einem Tag einmal sechs Begräbnisse statt. Am 20. Oktober wurde ein ergreifender Gottesdienst gehalten zum Gedächtnis all dieser Gestorbenen. — Uns alle mahnt Jahresschluß und Jahresanfang an die Wahrheit: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!"

Rätsel.

Ich hauf' in Waldesnacht und geh' auf Vieren:
Dein Leben kannst du leicht durch mich verlieren.
Lies rückwärts mich, so liefre ich den Saft,
Der Gutes viel, doch auch viel Böses schafft.

Quittung.

Für den Transport des Harmoniums des Himalaya-Missionars durch Frau Weinig, Eibau, von M. P. Mk. 1.—, von R. 0.15, von Frau H. 0.50.

Für die Missionsschuld durch W. Wetzig, Tanndorf, Mk. 7.15.

Mit herzlichem Dank empfangen

Die Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Mk. 7.—. Weihnachtsgruß für die Mission von der Elementarschule der Brüdergemeine in Neuwied a. Rh.

Herzlichen Dank. T. B.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1913. 14. Jahrgang.

Taufe einer Lydia im Innern Afrikas.

1. Die Vorgeschichte der Taufe.

Im September konnte Br. J. Terp von Urambo aus in der Landschaft Kwande eine Außenstation gründen. Da war ein Kirchlein gebaut worden. Das sollte nun eingeweiht werden. Und zugleich konnte schon die erste Taufe stattfinden. Schw. J. Terp erzählt davon: „Ich war die ganze Zeit unsers Hierseins nicht auf Reisen gewesen, so erhielt ich Erlaubnis, mitzugehen. Montag, den 23. September, kamen wir an. Dienstag schon in aller Frühe strömten die Leute herbei. Wir versammelten uns vor der Kirchtür und sangen: „Ach bleib mit deiner Gnade." Mein Mann wies darauf hin, daß das Haus ein Gotteshaus sei. Dann wurde die Tür geöffnet. Das Haus ist eigentlich sehr groß. Aber heute fanden längst nicht alle Platz. Nach der Predigt fand dann die Taufe statt."

Wer war der Täufling? Ein ehrliches, altes Mütterchen. Die Brüder Seibt und Terp haben uns schon seit Monaten von ihr erzählt. Vor vier oder fünf Jahren hatte sie einmal eine Predigt von einem unserer durch jene Gegend reisenden Missionare gehört. Und diese erste Verkündigung des Evangeliums hatte sie gleich so gefesselt, daß sie keinen brennenderen Wunsch mehr hatte, als immer mehr von dem Gott der Christen und dem Heiland der Welt zu hören. Aber sie war nicht lässig. Sie versuchte, sich in die Religion der Christen gleichsam hineinzudenken und sich in ihr, so weit sie davon wußte, zu üben. Was tat sie? Sie betete zu unserm Gott. Und was geschah? Mehr als einmal erfuhr sie so wunderbare Gebetserhörungen, daß sie nun ganz fest glaubte, daß der Gott der Christen Gebete hört und erhört, ja daß er helfen kann, wenn Menschenhilfe versagt. Und so wurde sie bald eine kindlich gläubige Seele. Und die Missionare, die dort von Zeit zu Zeit besuchten, gaben ihr Gelegenheit, ihre Kenntnisse vom Christentum immer mehr zu erweitern und zu vertiefen. Sie setzten einen Helfer in ihren Wohnort, den guten Petelo (Petrus), den ihr auf dem Bilde bei seiner Arbeit seht. Er ist da gerade dabei, das Mütterchen in der Wahrheit des Christentums zu unterrichten. Mit den biblischen Geschichten von Jesu, unserem Heiland, hat er seine Lehrtätigkeit angefangen, und ich denke, er wird wohl auch hier noch dabei sein, der lieben Alten eine dieser schönen Erzählungen vorzulesen und zu erklären.

Und wie trefflich hat Petelo seinen Auftrag ausgeführt! Als die Missionare Seibt und Terp im Februar 1912 wieder einmal in jenem Dorfe besuchten, hielten sie ein Examen mit der Frau ab, und da fanden sie, daß der Helfer seine Sache wirklich gut gemacht hatte, denn die Frau wußte ganz wunderbar Bescheid. Und als die Brüder ihr noch selbst einige Geschichten erzählten, diesmal besonders die von Eli und Samuel, da paßte sie mit vollem Verständnis auf und ihre Zwischenbemerkungen legten Zeugnis

davon ab, daß sie ganz bei der Sache war. Mehrmals beteuerte sie, daß sie Gott ganz und völlig liebe, und das täte sie nun schon vier Jahre lang.

Und als die Missionare sich zur Weiterreise rüsteten, da gab es einen rührenden Abschied. Die Frau hielt ihnen die Hände fest und rief unter Tränen: „Ach, nun gehen meine Lehrer wieder fort!“ Die Alte konnte sich wohl einsam fühlen, da in ihrer Umgebung damals noch niemand war, der ihre Gesinnung teilt. Fragte man sie aber darüber, so antwortete sie mit strahlendem Gesicht: „Was macht es auch, wenn mich die Leute auslachen, ich weiß ja, daß Gott mich liebt; an ihn glaube ich, und nicht mehr an die Geister.“

2. Der Tauftag.

Und nun kam der September 1912. Da war dort das Kirchlein fertig, auch zwei runde Hütten für zwei Helfer, die schon dort wohnten, davor ein großer schattiger Platz zum Aufschlagen eines Zeltes, wenn der Missionar zum Besuch kam. Und jetzt kam er zur Taufe dieser Lydia. Lydia? Hieß die liebe Alte denn so? Nein, sie trug noch ihren heidnischen Namen. Aber tatsächlich war sie eine Lydia, wenn sie auch nicht so hieß. Denn sie hatte ganz wie jene Lydia, von der uns die Apostelgeschichte, Kapitel 16, Vers 13—15, erzählt, sich von dem Herrn das Herz auftun lassen, sofort nachdem sie die erste Botschaft von ihm und dem Heiland der Welt vernommen hatte. Und als man nun darüber dachte, welchen neuen Christennamen man der lieben Alten geben sollte, da schien keiner so passend wie eben Lydia. Aber diesen Namen konnte sie nicht gut aussprechen und nicht gut behalten. Darum mußte Br. Terp davon absehen. Ein anderer Name aber gefiel ihr sofort und machte ihr keine Schwierigkeit, das war der Name Kisa, zu deutsch Gnade, und so wurde sie Kisa getauft. Ja sie sagte, als man das Wort Kisa ihr zusprach: „Von Gott“, „Gnade von Gott, so will ich heißen.“ — Sie hatte vorher schon auf die Frage: Glaubst du an Gott mit so lauter Stimme geantwortet, daß die Anwesenden fast erschraken; man hatte ihr gesagt, daß sie laut reden solle, und diesem Wunsch wollte sie gern nachkommen. Sie wollte zugleich, daß es alle hören sollten. Es war für Bruder und Schwester Terp und die Helfer (Mose und Petelo) ein Freudentag ohne Gleichen. Schw. Terp schreibt: „Wir werden ihn nie vergessen.“

Und wie viele Leute hörten an diesem Tage Gottes Wort! Man hätte sie gern gezählt. Und der Helfer Mose war gebeten worden, nach dem Gottesdienst an der Tür die hinausgehenden Leute zu zählen. Da geschah aber das für uns Wunderbare, daß die Leute, als sie das merkten, laut aufschrieen und davonliefen. Warum? Sie hatten Angst, daß alle die, die nicht ganz saubere Kleider anhatten, gebunden und entweder nach Tabora oder gar nach Europa geschickt werden sollten. Das erklärt sich daraus, daß in Ostafrika vielfach Leute herumgehen und die Schwarzen zu Arbeitern anwerben, ja sich wohl auch an ihnen vergreifen und nicht sehr zart mit ihnen umgehen. Davor fürchten sie sich natürlich. Da in diese Gegend Missionare noch nicht oft gekommen waren, wußten viele nicht, daß Missionare ganz anders freundliche Menschen sind als viele andere.



Der Helfer Petelo unterrichtet das Mütterchen, das in in Kwande Deutsch-Ostafrika im September 1912 getauft wurde.

Der Abend des Tauftags brachte den Schwarzen noch einen ganz besonderen Genuß. Br. Terp hielt ihnen einen Lichtbildervortrag. Denkt euch: mitten in Ostafrika, im dunklen Kontinent, schon Lichtbildervorträge! Natürlich konnte der Kirchenraum die Leute wieder nicht fassen.

Am nächsten Tag begannen die beiden Helfer eine Schule. Die alte Kisa aber kam noch einmal sich von dem Missionar und seiner Frau verabschieden. Sie war ja glücklich, daß sie jetzt immer Gottes Wort hören konnte.

Im Königsdorf kam der König gleich mit der Frage: Der Missionar wolle doch wohl auch bei ihm Lichtbilder zeigen? Das aber war nicht möglich, weil die Eingeborenenhäuser alle viel zu klein sind, um solche Bilder zeigen zu können. Statt dessen wurde aber ein Gottesdienst abgehalten, in dem auch Mose sprach. Er zeigte an der Erzählung von den zehn Aussätzigen, daß die Sünde eine noch viel allgemeinere Krankheit sei als der Aussatz und ein noch viel schlimmeres Verderben nach sich zöge, als jegliche Seuche.

Und da von der Sünde nur Christus, der Welterlöser, gesund machen könne, so solle jedermann, ob schwarz oder weiß, zu diesem Heiland kommen. — Der Herr sei mit allen Schwarzen in Ostafrika, mit allen Christen, mit unseren Helfern, besonders mit unserer Kisa, dieser Lydia im Innern Afrikas!

Missionskinder im kalten Labrador.

„Hu! Das ist kalt. Da friert man ja schon, wenn man nur das Bild sieht. Dort drüben im kalten Labrador möchte ich nicht wohnen.“ So ruft gewiß manches aus, wenn es die lustige Schlittengesellschaft genauer betrachtet. Vergnüglich ist der schöne Schlitten, die warmen Mäntel mit den Kapuzen, durch die kein Windhauch pfeift und die Fellschuhe, in die kein Schnee dringt, auch die schmucken Waldbäume, die es im Süden Labradors gibt und die den Reiz des schmucken Winterbildes erhöhen, sie alle mögen schön sein, aber die grimme Kälte! Der kleine Pausback im Schlitten zieht die Mienen jämmerlich zusammen und der Gnom, der neben ihm steht, friert nicht viel weniger, der Bub links hält gar die Hand ans Gesicht! Nur der Große guckt keck in die Welt. — Und doch, die Kinder sind fröhlich und vergnügt in Labrador. Die Kälte ist weit gesünder als die Hitze in den Tropen, die vielen Menschen Tod und Verderben bringt. Aber freilich, an Entbehrungen fehlt es auch in diesen nordischen Ländern nicht. Denkt an die Hundeschlittenreisen mit ihren Gefahren, denkt an Wölfe und Bären, auch an die Einsamkeit. Wir freuen uns schon darauf, daß uns Br. Merten, der Vater dieses Kinderkleeblatts auf dem Bilde, bald Ausführlicheres von dem allen erzählen will. Einstweilen gedenken wir der Missionsfamilien in diesen eisigen Winterwochen in treuem Gebet. Nicht wahr?

Von der Sprache, den Menschen und Schlangen in Deutsch-Ostafrika.

Einem Briefe der Schw. J. Terp nacherzählt.

Eine unserer Missionarsfrauen in Deutsch-Ostafrika plaudert in einem Brief, der zum Weihnachtsfest hier in Herrnhut eintraf, über allerlei Heiteres und Ernstes, das ihr bei der Arbeit begegnet. Einiges davon wird Euch interessieren. „Wir möchten mit niemand tauschen. Urambo ist uns so lieb, so lieb geworden! — Nun sind ja auch die

Sprachschwierigkeiten

überwunden. Aber wie viel Fehler macht man, bis man die Sprache kann! Schon das macht Mühe, daß man hier die arabische Zeit hat. Da sagte ich zum Burschen, er solle um 9 Uhr kommen, anstatt zu sagen, um 3 Uhr (bei den Arabern beginnt der bürgerliche Tag mit dem Untergang der Sonne). Und nun die Sprachfehler: Ziege heißt im Kinyamwesi mbuli, Regen oder Gewitter heißt mbula. Wollte ich nun sagen: Es kommt Gewitter, so sagte ich: Jetzt kommt die Ziege! Oder ich sagte: Gehe ins Vieh



Missionskinder im kalten Labrador. (Familie Merten bei 22° R.).

statt: Gehe in die Stube! Auch in die hiesige Form der Verneinung findet man sich schwer. Da sagte ich oft zum Burschen: Du sollst das tun! — meinte aber: Tu das nicht! Bei all dem wird man natürlich tüchtig ausgelacht. Das schadet aber nichts.

Die Eingeborenen lassen sich gern deutsche Worte vorsagen. Und dann sagen sie es nach, z. B. statt Suppe supu, für Eierkuchen ajakuku. Unser Hund heißt bjorn, sie sagen aber bjorni. Daraus sieht man, daß sie als Wortschluß Vokale haben müssen, nicht Konsonanten.

*　*　*

Arbeitsnöte und Erfolge.

Auch die dienstbaren Geister bereiten viel Aerger. Sie zerschlagen Geschirr, sie stehlen wie die Raben, besonders die kleinen Burschen. Einen Pfennig, den sie finden, bringen sie, weil sie mit dem weniger anzufangen wissen, aber ein Huhn nehmen sie sogar aus dem Hühnerstall! Und hat man's auch mit Augen gesehen, so leugnen sie es doch! Schilt man sie aber deshalb, so sagen sie: „Kwa heri (lebe wohl), ich gehe in mein Dorf, ich bin der Arbeit müde." Und weg ist er. — Neulich sah ich den Burschen mit meinem Brotmesser hinter dem Haus herumgehen. Dann kam er in den Hof, wusch es ab und legte es ins Fach, ging aber auf dem Rückweg durch die Schlafstube, damit ich es nicht sehen sollte. Das verriet sein schlechtes Gewissen. Nach langem Fragen kam heraus, daß er sich die Nägel geschnitten hatte! (Pfui, denken wir. Und doch, so eben sind die Menschen). Auf die Frage, warum er das getan habe, meinte er: „Der Satan hat mich verführt." Echt! Die Schwarzen schütteln ja immer die Schuld von sich ab und sagen, der Satan habe sie verführt, ihr Herz habe es so gewollt, nur, damit sie selbst als Engel erscheinen. Das erschwert auch die Missionsarbeit sehr. Fragt man jemand, ob er nicht Lust habe, Gottes Wort zu lernen, so antwortet er meist: „Ja, Lust habe ich schon, aber mein Herz will noch nicht." (Ja, ja, die liebe Schuld! Wie oft fühlt sich auch der weiße Mensch, auch der kleine, so ganz schuldlos und ist sofort dabei, die Schuld auf andere abzuschieben.)

Um so größer ist dann die Freude, wenn die Arbeit des Missionars Erfolge zeigt. So schreibt jene Schwester: In letzter Zeit haben sich wieder viele Personen zum Taufunterricht gemeldet. Gegenwärtig werden sechs unterwiesen, darunter auch unsere Jaja (Kinderfrau). Im Frühjahr hofft mein Mann die Taufe halten zu können. Der Tauftag ist der größte Festtag auf der Mission. O welche Freude, dem Heiland Seelen zuführen zu können! Und nun erwähnt Schw. Terp von jener Lydia, von deren Taufe wir schon im Anfang dieser Nummer erzählt haben.

*　*　*

Vor Schlangen behütet.

Noch etwas von einigen Bewahrungen, die wir in den letzten Tagen erfahren durften. Eines Morgens, als der Koch Holz aufheben wollte, das in der Küche aufgestapelt war, reckte sich da eine große Schlange in die Höhe und spuckte ihm auf die Brust. Hätte das Gift ins Auge getroffen, so wäre der Aermste erblindet. Mein Mann schoß die Schlange. Sie maß eineinhalb Meter! Sie hatte sich in der Küche an Mäusen satt gefressen. Jetzt aber war es mit diesen Delikatessen und anderen guten Leckerbissen für sie aus.

Am nächsten Tag fanden wir eine Schlange unter einem Schemel auf der Veranda, wo unsere Kleine so oft spielt. Ja, mein Mann entdeckte noch eine unter dem Tisch, wo die Jungens immer aufwaschen. Und gleich hinterher rief uns die Jaja, die Kinderfrau. Sie hatte eine große Schlange am Hühnerhaus gesehen. Richtig, da streckte sie den Kopf hervor. Mein Mann schoß, und tot war sie! Auch dies war ein großes Tier, dick wie ein Arm. Und alle waren sehr giftige und gefährliche Exemplare. So dürfen wir täglich die Hilfe des Herrn erfahren. Wie singt doch der Psalmsänger? „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen. . . Ich bin bei ihm in der Not." (Psalm 91).

Rätsel.

Wähle einen von den Rittern,
Die um Kaiser Wilhelm standen,
Die in Krieges Ungewittern
Unverwelkten Lorbeer fanden.
Und in seines Namens Mitte
Setze ein das Kraut von Teichen!
Aber vorher streiche, bitte,
Diesem Wort das letzte Zeichen!
Dann erblickst du einen Namen
Eines wunderlichen Helden.
Fast zu allen Völkern kamen
Bücher, die von ihm vermelden.　　　Qu.

Quittung.

Für den Transport des Harmoniums des Himalaya-Missionars durch Frau Weinig, Eibau, von A. Sch. M. 1.—, A. K. 1.—.

Mit herzlichem Dank empfangen

Die Missionsbuchhandlung Herrnhut.

„Aus Nord- und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1913. 14. Jahrgang.

Labrador und unsere dortige Mission.

Mitteilungen von Br. Merten.

I. Land und Leute.

Liebe Kinder! Ihr kennt gewiß alle den Befehl unseres Heilandes, den er einst seinen Jüngern gab: „Gehet hin in alle Welt und machet alle Völker zu Jüngern" (Matth. 28). Dieser Befehl gilt auch heute noch allen Jüngern Jesu. Wenn der Herr sagt: „Machet zu Jüngern alle Nationen", so lernen wir daraus, daß alle Heiden, alle Menschen auf der ganzen Welt, darunter verstanden sind. Darum gehen auch heute noch die Missionare als Boten Jesu bis in die entferntesten Länder der Erde und bitten die Heiden: „Kommt, laßt Euch versöhnen mit Gott!"

Auch ich, der ich Euch heute etwas von der Heidenmission erzähle, habe elf Jahre lang unter den Eskimo in Labrador als Missionar gelebt.

Land.

Gewiß ist Labrador für Euch ein recht unbekanntes Land; darum, ehe ich von der eigentlichen Missionsarbeit dort berichte, muß ich Euch mit dem Lande und dem Volk, seinen Sitten und Gebräuchen, erst etwas bekannt machen.

Labrador ist eine gewaltige, im Innern noch unerforschte Halbinsel und liegt in Nordamerika, nördlich von den Vereinigten Staaten und Kanada. Es ist eine rauhe, wilde, zerklüftete Felsenküste, welche die Eskimo bewohnen, unter denen wir Mission treiben. Mit Recht wird Labrador das Land des ewigen Eises und Schnee's genannt; denn in den tiefen Schluchten der hohen Berge findet man das ganze Jahr hindurch Eis und Schnee. Darum kann in diesem kalten Lande von Ackerbau oder Viehzucht keine Rede sein.

Klima.

Auf den nördlichsten unserer Missionsstationen gibt es überhaupt keine Bäume mehr. Die ersten fünf Jahre meines Aufenthaltes in Labrador war ich auf der nördlichsten Station angestellt und habe in der Zeit keine Bäume gesehen. Auf sehr kurze Sommer folgen in dem Lande kalte, ja oft bitter kalte Winter. Fast neun Monate des Jahres hindurch sind wir durch einen breiten Eisgürtel von jeder Berührung mit andern Ländern abgeschnitten. Erst Ende Juli oder Anfang August, wenn die gewaltigen Eisberge oder Eisfelder die Küste verlassen und weiter nach Süden ziehen, dürfen wir hoffen, unser liebes Missionsschiff, die „Harmony," die alle Jahre von London kommt und unsere Missionsstation verproviantiert, wiederzusehen. Das ist immer ein großer, großer Freudentag für die Missionare, ihre Kinder und unsere Eskimo, wenn das Schiff wieder glücklich durch die Eisfelder und die oft heftigen Stürme die einzelnen Stationen erreicht.

Die Leute.

Auf Bildern habt Ihr gewiß alle schon Eskimo gesehen, aber noch nicht in Wirklichkeit. Es gibt auch

Puppen, die stellen eine Eskimofrau und einen Mann vor und sind von einer christlichen Eskimofrau genau nach der Natur verfertigt. Die größten unter Euch haben gewiß schon gelernt, daß die verschiedenen Menschen der Erde nach Rassen eingeteilt sind. Die Eskimo gehören zur mongolischen Rasse; sie haben, wie die Japaner, schiefgeschlitzte Augen, kohlschwarzes, langes, glattes Haar, starke vorstehende Backenknochen und eine schmutzig-gelbe Hautfarbe. — Die Sprache der Eskimo ist sehr schwer zu erlernen, und es kostet für die Missionare einige Jahre tüchtigen Studiums, bis sie verständlich predigen können.



Wohnungen der Eskimo im Norden Labradors.

Die Lebensweise der Eskimo.

Die Kleidung der Eskimo ist, dem kalten Klima entsprechend, anders als in Europa. Bei 30—35 Grad Reaumur Kälte muß man Fellkleider tragen, die von den Eskimofrauen aus Seehundsfellen verfertigt werden. Ihre Lebensweise ist auch eine ganz andere als unsere; sie sind ein Jäger- und Fischervolk und leben von den Tieren der See und des Landes. Es ist Euch wohl bekannt, daß die nördlichen Meere die Heimat der Seehunde, Walrosse, der großen und kleinen Fischarten ist. Der Schellfisch wird in den Sommermonaten an der Labradorküste zu Millionen gefangen. Das Land dagegen ist reich an schönen und kostbaren Pelztieren, wie Eisbären, schwarzen Bären, Wölfen, Vielfraßen, Füchsen, von denen es allein sechs verschiedene Arten gibt, wie: schwarze, silbergraue, blaue, weiße, rote und eine Abart zwischen rot und schwarz, die sogenannten Kreuz-Füchse. Andere Tiere, die besonders ihres guten Fleisches wegen gejagt werden, sind: Renntiere, Schneehasen, Schneehühner und viele andere Wasser- und Landvögel. Alle diese Tiere dienen unsern Eskimo zum Lebensunterhalt. Das Fleisch der Seehunde, Walrosse und Renntiere ist ihre Haupt-Speise, und die Felle gebrauchen sie, um Kleider, Stiefeln und verschiedene nützliche Gegenstände für die Jagd, wie Kajake, d. h. kleine Fellbote, Walroßtaue, Leinen für die Hundegeschirre und anderes daraus zu verfertigen.

Der Name der Eskimo und seine Bedeutung.

Es ist Euch gewiß noch unbekannt, woher der Name Eskimo eigentlich kommt und was er bedeutet. Eskimo ist eigentlich ein Schimpfname und heißt auf Deutsch Rohfleischesser. So wurden diese Leute einst von ihren Feinden, den Indianern, genannt, als noch große Kriege zwischen diesen beiden Völkern geführt wurden. Selbst unsere christlichen Eskimo hören es heute noch nicht gern, wenn sie Eskimo genannt werden. Sie selbst nennen sich inuit, d. h. Menschen. Wir Missionare werden ajokertuijut, d. h. Lehrer, genannt; alle übrigen Europäer heißen Kaplonat und bedeuten in ihren Augen längst nicht so viel wie sie selbst.

II. Die Mission in Labrador.

Da mögen wir nun fragen: Wozu sind denn die Missionare zu den heidnischen Eskimo in dieses

öde, kalte Land gegangen? Die Liebe Christi trieb sie, diesen armen, verkommenen Heiden das Evangelium zu predigen, ihnen zu verkündigen; „Imâk Gûdib sillaksoarmiut nagligivait Ernetnane tunilugo illûnatik oppertut tâpsomunga assiokonagit nungnonitomigle inôgutekarporlugit“ (Ev. Joh. 3, 16).

Viele Christen meinten zwar damals, die Eskimo wären viel zu abgestumpft und auch zu dumm, daß sie an Gottes Wort glauben könnten, und es wäre Unsinn, dahin zu gehen und sich totschlagen zu lassen; denn die heidnischen Eskimo waren als grausam und mordlustig gefürchtet. Es schien auch zuerst, als ob diese Leute recht hätten, denn als vor reichlich 150 Jahren, sich die ersten vier Missionare in Labrador ansiedelten, wurden sechs Mann der Schiffsbesatzung von den heidnischen Eskimo ermordet. Die Uebrigen konnten aber das Schiff nicht wieder allein über's Meer nach England zurück bringen, so mußten die Missionare ihr fast fertiges Häuschen verlassen und helfen, das Schiff in die Heimat zurück zu bringen.

Aber es gingen später wieder Missionare nach Labrador und dann, vor etwa 140 Jahren, wurde die erste Missionsstation angelegt, die noch heute besteht. Seitdem hat sich das ganze Missionswerk an der Küste immer mehr ausgebreitet. Heute stehen auf sechs Hauptstationen neun Missionare in der Arbeit. Wie ich schon anfangs sagte, leben unsere Eskimo nur von der Jagd und vom Fischfang, darum ist das ganze Land auch nur dünn bevölkert, und weil die Leute so zerstreut wohnen, müssen so viele Stationen sein, obgleich die Zahl dieser Eskimo nur etwa 1000 beträgt, mit denen dann noch englische Ansiedler an dieser Küste wohnen. Fast ganz Labrador ist heute ein christliches Land; denn nur auf der nördlichsten Station Killinek gibt es Heiden, unter denen noch wirkliche Heiden-Bekehrungsarbeit getrieben wird. Mit dem Einzug des Christentums in dies kalte, abgeschlossene Land hat sich vieles, vieles geändert. Einstmals lebten die heidnischen Eskimo im Winter in ihren großen Schneehäusern und im Sommer in Zelten. Glücklich aber waren sie nie; denn sie lebten in beständiger Furcht vor bösen Geistern. Auf ihren Jagden zu Wasser und zu Lande kamen sie in häufige Lebensgefahr und konnten sich nie der Hilfe und des Beistandes eines allmächtigen, barmherzigen Gottes getrösten, sondern wähnten sich stets vom Torngak umgeben, d. h. von bösen Geistern, die nur darauf ausgingen, den Menschen alles mögliche Unheil zuzufügen. Bei den Heiden wurden auch die Kinder, besonders die Mädchen, recht hart und grausam behandelt. Das ist jetzt alles ganz anders! Durch die Annahme des Christentums wurden die Herzen der Eskimo erneuert und dadurch auch das ganze Familienleben. Jetzt haben wir in Labrador geordnete christliche Gemeinen, gerade so wie in Deutschland. In der heiligen Taufe werden die Kinder in die christliche Kirche aufgenommen und ein Eigentum Jesu, und in Schule und Familie wird ihnen dann eine christliche Erziehung zuteil.

Fortsetzung folgt.

Wetter, Unglück und Tod — Gottes Stimmen.

Erlebnisse in einer Familie in Nikaragua.

Mitteilungen von Br. H. Beck aus Wounta Haulover.

Ein sieben Monate altes Knäbchen wurde in Wounta Haulover oder Ephrata heimgerufen. Der Vater des Kindes sah darin das Klopfen des göttlichen Fingers an seines Herzens Tür. Es war kurz vor Weihnachten, als das kleine Grab gegraben wurde. Seit diesem Tag saß der Vater, Albert Hendy, ein Sohn des früheren Häuptlings Hendy, mit ganz anderer Anteilnahme im Hause Gottes.

Hatte nicht schon einmal im vergangenen Jahr Gottes Stimme ihm etwas zu sagen gehabt?

Es war am 19. Juni, als ich nachmittags $^1/_2$5 Uhr von Kukallaya zurückkehrte. Noch ehe ich



Eskimokinder und Männer.

das Haus erreichte, war ein echter Tropenguß auf mich herabgekommen. Im Haus angelangt, wurde es ungemütlich still, es regnete auch nicht mehr, aber der Himmel sah ungewöhnlich furchterregend aus. Die Leute standen vor ihren Häusern, sich wundernd, wen das von Südosten kommende Etwas treffen würde. Einige von ihnen hatten schon etwas Aehnliches gesehen.

Zwei kleine Mädchen, Töchter des erwähnten Albert, Agnes und Tuya, verhandelten zur selben Zeit mit uns. Sie waren hungrig und konnten nichts kaufen. Wir gaben ihnen etwas, und sie gingen dankbar davon.

Kaum aber hatten sie das Pförtchen des Zaunes geschlossen, da sahen wir erst, was draußen vorging. „Schnell nach Hause! Rennt!" So riefen wir den Mädchen zu. Sie rannten aber nicht, sondern krochen unter das Dach unseres Bootshauses. Schon kam das Wetter heran mit Getöse, ein Streifen in Gestalt eines elektrischen Scheinwerfers, rechts und links alles still lassend. Das war es, was die Leute beobachteten. Wird es des Missionars Küche umwerfen oder gar sein Haus? Daß es noch weiterhin sich wenden würde, wurde kaum in Betracht gezogen. Das Wetter ließ aber unser Haus in Windstille stehen, fegte mit aller Macht etwa zwanzig Schritte vom Hause vorbei, legte unser Bootshaus nieder und — begrub die beiden Mädchen Alberts darunter! Tuya zwar konnte sich bald wieder frei machen und kroch hervor. Der Wind nahm sie aber ein gut Stück mit und warf sie dann auf die Seite. Agnes dagegen lag auf dem Rücken und schwere Balken auf ihr! Sie wurde hervorgezogen, und man trug sie nach Hause. Dort angelangt, stieß sie einen Seufzer aus und kam dann wieder zu sich. Sie war übel zugerichtet, und ihr rechtes Bein schien gebrochen zu sein. Lange Schmerzenswochen folgten. Heut merkt man ihr kaum noch etwas an. Daß ihr Bein so heilen konnte, ist jedem wunderbar, der gesehen hatte, wie es war.

Albert, der Vater, klagte sich an, daß ihn diese Erfahrung nicht so entschieden zum Herrn geführt hatte, wie es hätte geschehen sollen. Darum auch mußte ihm dann sein kleiner Woldino genommen werden! — Darum laßt uns alle bei Zeiten auf Gottes Stimme hören, damit der Herr nicht noch viel schärfer mit uns reden muß. „Heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht." Wie freundlich führt der Hirte die Schafe, die auf seine Stimme hören!

Ein Weizenkorn wird in sein Beet auf Hoffnung schöner Frucht gesät.

Daß wir jetzt in der großen Stadt Tabora in Deutsch-Ostafrika einen Missionar haben (Br. Löbner), wißt Ihr. Und daß die Arbeit an den 30—40 000 Menschen dort darum besonders wichtig ist, weil die meisten Mohammedaner sind, ist Euch auch bekannt. Um so mehr freuen wir uns über jeden kleinen Erfolg, den die Arbeit unsers Bruders dort aufweist.

In einem Brief vom 19. August erzählt er von einem Burschen, der zwar leider starb, aber doch nicht, ohne den Heiland kennen gelernt zu haben, der ihn dann sicherlich in sein Himmelreich genommen hat.

Br. Löbner schreibt: In dieser Woche starb unser bester Schüler, ein kleiner Banyanenjunge, Narsi. Er fing vor 1½ Monaten an zu lernen, lernte schnell und machte uns viel Freude, kam auch ab und zu in unsere Wohnung und nahm die letzten zwei Sonntage auch teil an unserem Gottesdienst. Wie viel er verstanden hat, weiß ich nicht, er war ja auch erst zehn bis elf Jahre alt, aber ein Lied hat er gelernt: „Kommt zum Heiland!" Dann bekam er einen Tag Fieber, holte sich im Hospital Medizin (Chinin), erhielt sie auch und starb in der darauf folgenden Nacht an Schwarzwasser. Als er spürte, daß es zum Sterben ging, sagte er das Lied: „Kommt zum Heiland!" und starb gleich darauf. Wir dürfen glauben, daß der Herr, an den er sich in der Todesstunde klammerte, ihn zu sich genommen hat. Ich vermisse ihn sehr und sein fröhliches, liebliches Lächeln, aber sein Tod ist uns eine Ermunterung; denn er zeigt uns, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist.

Eine Kaiser Wilhelm-Jubiläums-Spende für die Mission in den Deutschen Kolonien

soll in diesem Jahre zur Feier der 25jährigen Regierung unseres Kaisers durch ganz Deutschland hin gesammelt werden! Ist das nicht etwas Herrliches? Dadurch wird dann die große Arbeit der Mission auch solchen Leuten, die noch nichts von ihr wissen, bekannt; und sie werden hoffentlich einsehen, daß, wenn man für Flugzeug und Flugtechnik eine Millionenspende gesammelt hat, eine solche für Mission nicht minder nötig ist. Für Alkohol gibt man in Deutschland jährlich 1000 Millionen Mark aus und für die Mission nur 8½ Million Mark! Ist das recht? Die Vereinigten Staaten bringen für die Mission 37, England 34 und das kleine Schottland 6½ Million auf. Da hat nun das große Deutschland Gelegenheit, zu zeigen, was es für Christum tun kann.

Rätsel.

In welchem deutschen Flusse ist nur ein Fisch?

Quittung.

Zum Besten des „Nord und Süd" von L. in L. Mk. 3,05.

Für Nyassa. Zur freien Verfügung v. Br. Tr. Bachmann. Mk. 31,65. K. Seckel 3,—; Dora 1,70; Lyzeum Halle 11,65; Kindergottesdienst Johanneskirche Halle 15,30.

Mit herzlichem Dank empfangen

Die Missionsbuchhandlung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1913. 14. Jahrgang.

David Livingstone (gesprochen Livingston).

Ein Leben für Afrika.

1. Einleitung.

Allüberall in preußischen und deutschen Landen feiern wir in diesem Jahre das Gedächtnis an den Freiheitsfrühling, der unserm Volke vor 100 Jahren anbrach, als es sich aufraffte und, neubelebt durch Kräfte von oben, derart erstarkte, daß es das Joch des gewaltigen Eroberers, des gefürchteten Napoleon, vom Nacken warf. Da gedenken wir der großen Männer, eines Blücher und Bülow, eines York und Kleist, eines Scharnhorst und Gneisenau, des Vater Arndt und des gewaltigen Predigers Schleiermacher in Berlin, der bekanntlich im Pädagogium der Brüdergemeine zu Niesky in der Oberlausitz erzogen worden ist.*)

In jenen großen Märztagen, da König Friedrich Wilhelm III. eben seinen „Aufruf an mein Volk" durch die Lande hatte gehen lassen, da er auch das „eiserne Kreuz" stiftete, da kündete — am 19. März 1813 — die Geburt eines Mannes im fernen Schottland der geknechteten Negerwelt Afrikas den Anbruch der Morgenröte der Befreiung vom Sklavenjoch und Heidentum an.

*) Wer über diese „Deutschen Männer," auch über „Deutsche Frauen" und über die „Deutschen Schlachten" vor 100 Jahren etwas Gediegenes lesen will, der wünsche sich zum Geburtstag das prächtige Buch von Dr. theol. Petrich: „Für Freiheit und Vaterland." 223 Seiten, geb. 3 Mk. Verlag Rauhes Haus, Hamburg.

David Livingstone (gesprochen Livingston) ist der Name dieses Mannes, der, wie auf seiner Grabsteinplatte im Nationalheiligtum Englands, dem großen Westminster Dom an der Themse in London, in Stein gemeißelt steht, „Missionar, Reisender und Menschenfreund" war. Missionar, denn er hat das Evangelium hin und her durch Afrika getragen; Reisender, denn er hat auf vier großen Reisen erst den Süden, dann den Westen, vor allem aber die Mitte und den Osten Afrikas durchforscht und ganze Landstriche und Flüsse (z. B. den Kongo) und das große Seengebiet des Tanganika, Nyaßa und Bangweolo überhaupt erst entdeckt; und ein Menschenfreund war er, nicht nur, weil er den Schwarzen eine große Liebe entgegentrug, sondern insbesondere dadurch, daß er gegen den ganz abscheulichen, menschenunwürdigen Sklavenhandel vorging und durch sein Auftreten bei einem Besuch in England die Teilnahme mit den armen Sklaven derart wachrief, daß in der Folge der Handel mit diesen armen Menschen mehr und mehr verboten wurde.

Hören wir einige Züge aus dem Leben dieses selten großen, heldenhaften Mannes!**)

**) Und wer über Livingstone noch recht viel lesen möchte, der greife zu folgenden zwei Büchern, entweder: Livingstone: Zum 100. Geburtstag des Missionspioniers am 19. März 1913. Von Dr. Matthes. 64 S., 25 Pf. Oder: Livingstone, der Pfadfinder. Von Paul Matthews, übersetzt von Oehler. 152 S., 2,40 Mk., mit schönen Bildern. Beide Bücher lesen sich prächtig. Unsere Bilder und die folgenden Skizzen stammen aus dem einen. Verlag beider Bücher Baseler Miss.-Buchhdlg., Basel.

2. Livingstones Jugend.

Davids Vater, Neil Livingstone, ein Mann von strengen Grundsätzen, aber auch leutselig und wohlwollend im Verkehr, betrieb einen kleinen Teehandel in Blantyre, nahe bei Glasgow. Er war ein strenger Mäßigkeitsvereinler und arbeitete an einer Sonntagsschule mit.

Davids Mutter, Agnes Hunter, war eine treue Hausfrau, die sich in unermüdlicher Pflichttreue redlich mühte, mit geringen Einnahmen in ihrer Wirtschaft auszukommen, überströmend von heiterer Laune, erfüllt von großer Liebe, von der ihr Sohn ein reichlich Teil erbte.

Dort in Blantyre wurde der Knabe David geboren, ein ruhiges, aber fröhliches Kind. Seines Standes hat er sich nie geschämt. Auf den Grabstein seiner Eltern ließ er mit seinen Geschwistern — zwei Brüder waren früh gestorben — die Worte setzen: „Ihre Kinder sind Gott dankbar für ihre armen und frommen Eltern.“ Die Wahrheit des Wortes: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage“ — hat sich auch an ihm bewährt. Schon im Alter von zehn Jahren mußte er als „Anstückler“ in der großen Baumwollenfabrik, in die auch sein Großvater und andere Familienglieder eingetreten waren, mitverdienen. Aber eine brennende Wißbegier, welcher der dürftige Unterricht in der Dorfschule nicht genügte, ließ ihn nicht in der geistlosen Alltagsarbeit untergehen. Wenn er von 6 Uhr früh an mit kurzen Pausen bis 8 Uhr abends an der Arbeit gestanden hatte, dann nahm er an der Unterweisung in einer Abendschule teil, in der er im Lateinischen gefördert wurde — von einem Teil seines ersten Wochenlohnes, einer halben Krone, hatte er sich eine lateinische Grammatik gekauft — und dann saß er noch zu Hause über seinen Büchern, bis ihn die Mutter um Mitternacht ins Bett jagte. Mit fünfzehn Jahren las er schon Vergil und Horaz. Während der Arbeit konnte er in der Fabrik sein Buch auf die Spinnmaschine legen und gewöhnte sich, unbekümmert um alles Lärmen um ihn her, seine Gedanken völlig gesammelt zu halten. Was ihm in die Hände kam an Büchern, mathematischen, astronomischen, geographischen, botanischen, verschlang er, nur keine Romane.

Die Frage nach dem tiefsten Lebensgehalt und nach seinem Seelenheil war in dem tief christlichen Elternhause schon früh an ihn herangetreten. Der Vater, der auf seinen Geschäftsreisen auch religiöse Schriften mit verbreitete, hatte ihn sogar einmal körperlich gezüchtigt, weil er ein solches Buch nicht lesen mochte. Daß der Sonntag der gottgeordnete Ruhetag ist, war für David von Jugend auf völlig selbstverständlich, und auch auf seinen Reisen hat er nur selten, von bitterem Hunger gedrängt, sich zur Weiterreise am Sonntag entschlossen. Nicht aus Leichtsinn aber, sondern im schmerzlichen Gefühl seines Sündenzustandes und seines vollen Unwertes, hielt er sich zunächst zurück und stand der Aufnahme des Wortes Gottes in sein Herz abwartend gegenüber. Der heilige Geist selbst sollte ihn zur Annahme der freien Gnade Gottes bringen. Sein Sehnen und Suchen fand Erhörung. Gott, der es dem Aufrichtigen gelingen läßt, führte ihn zu vollem Heilsbewußtsein. Von neuem Leben durchdrungen und



Der Knabe David Livingstone kauft von einem Teil seines ersten Wochenlohnes (in der Wollspinnerei in Blantyre) eine lateinische Grammatik.

von der Gnade Gottes ergriffen, war er von nun an von innigster Liebe zu Gott erfüllt. Die Anhänglichkeit an den, der ihm die Erlösung geschenkt hatte, wollte er beweisen in seinem Dienst. Ursprünglich dachte er nicht daran, selbst Missionar zu werden, sondern wollte alles von seinem Erwerb geben, dessen er nicht zu seinem Lebensunterhalt bedürfe. Bald aber, besonders infolge eines Aufrufs Gützlaffs, des großen pommerschen Chinesenmissionars, trieb ihn sein liebewarmes Herz und seine wahre Nächstenliebe zu dem Entschlusse, sein Leben den Aermsten unter den Elenden zu weihen, zu denen er sich stets hingezogen fühlte: er wollte als ärztlicher Missionar nach China gehen. Zu diesem Zweck entschloß er sich, Medizin zu studieren. Schon längst vorher hatte er

in Gemeinschaft mit seinem Bruder Charles seine wenigen Freistunden zu botanischen und mineralogischen Streifzügen in die Umgegend benutzt, eine gute Vorbereitung auf seinen späteren Beruf.

Mit 19 Jahren war er Baumwollenspinner geworden, eine schwere, aber gut bezahlte Arbeit, die ihm die allernötigsten Mittel brachte, den Winter über in Glasgow seinen medizinischen Studien obzuliegen, Griechisch zu lernen und Theologie zu studieren. Eine geradezu rührende Sorglosigkeit der Seinen wie seines Seelsorgers, die mit seinem Entschlusse einverstanden waren, ließ ihn die Schwierigkeit hierbei übersehen, und seine eigne Anspruchslosigkeit sah die größten Entbehrungen als etwas Selbstverständliches an. Nach Vollendung seiner medizinischen Studien war er bereit, in dem Dienst der Londoner Missionsgesellschaft nach China zu gehen.

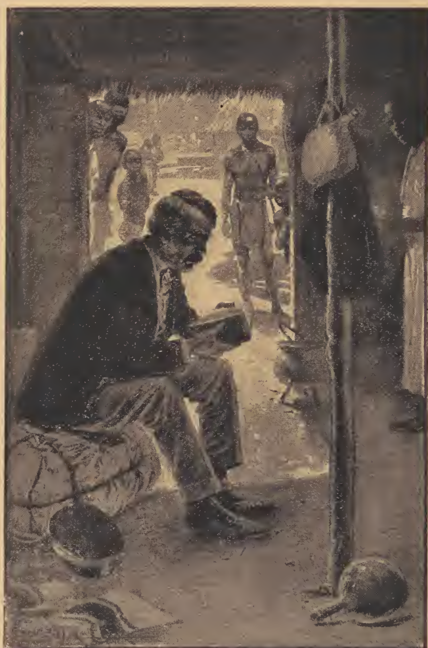
Am 20. Nov. 1840 endlich wurde Livingstone die langersehnte Abordnung zum Missionar in London zu teil, und am 8. Dezember schiffte er sich nach Kapstadt ein. Die drei Monate währende Seereise, die ihn über Rio de Janeiro führte, benutzte er für theologische Studien und machte sich mit dem Gebrauch des Quadranten vertraut. Von Kapstadt aus ging's zu Lande im Ochsenwagen nach der Algoabai (Port Elizabeth) und dann nach Karuman (Lattaku) im Betschuanenlande. Von seinem ersten Tage an in Afrika hielt er sich nach der Regel, die er einmal aufstellt, und von der er nie abwich, weil sie sein innerstes Wesen war: „Es sollte nie vergessen werden, daß ein Einfluß auf die Heiden nur durch geduldiges Ausharren im Gutestun gewonnen werden kann, und daß feines Betragen unter Barbaren so notwendig ist wie unter Zivilisierten.“ Man muß es ihnen lassen, es sind vornehme Leute, die Schotten. Livingstone war ein echter.

3. Ein Löwen-Abenteuer.

Während seines Aufenthalts in Mobotsa hat Livingstone einmal unter einem Löwen gelegen, von dem er die Station hatte befreien wollen. Er hatte beide Läufe seines Gewehres auf ihn abgeschossen und wurde von dem schwerverwundeten Tier, während er wieder lud, im Sprunge niedergerissen. Der Löwe zerbrach den Knochen des linken Oberarms und biß elf Zahnwunden in das Fleisch. Livingstone war, wie er schreibt, nicht bewußt- oder empfindungslos und dachte nur: welchen Teil von mir wird er zuerst fressen? Mit dem Leben kam er nur dadurch davon, daß der treue Eingeborene Mebalwe auf den Löwen zu schießen versuchte — vergebens — worauf das Tier im Verenden diesen in den Schenkel biß und dann noch einen andern an der Schulter packte, der es mit dem Speere angriff. Livingstone behielt ein steifes Gelenk im Oberarm; mit diesem mußte er sich all seinen Arbeiten und Anstrengungen unterziehen, an diesem wurde auch seine Leiche erkannt.

4. Beschwerlichkeiten auf der Reise.

Nur drei Begleiter waren ihm im September 1871 treu geblieben, die bis über den Tod Getreuen. Fußgeschwüre machten ihm viel zu schaffen. Aber Hunger, Krankheit und alle Beschwerden will er gern erdulden; er hofft, jetzt das biblische Meroe gefunden zu haben und trägt das glühende Verlangen, Beweise aufzufinden, daß Mose einst hier geweilt hat. Erst beim Weiterreisen kommt ihm der Gedanke, daß der Lualaba vielleicht der Kongo sei. Während er die Greuel der Sklaverei um sich sieht, auch mehrfach erfährt, daß Frauen, die in die Hände der Sklavenhändler fallen, hier an gebrochenem Herzen sterben, während er von kaltblütigstem Morden hört, nur darum vollbracht, um das Recht zu haben, die roten



Livingstone las viermal die Bibel durch.

Schwanzfedern des Papagei im Haar tragen zu können, rufen die, die Näheres von ihm gehört haben, ihm zu: „Freundschaft, Freundschaft!“ und nennen ihn „der Gute“. Die Quelle solcher Güte gibt eine Notiz seines Tagesbuches vom 3. Oktober 1871: „Während ich in Manyuema war, habe ich die ganze

Bibel viermal durchgelesen!“ Er wartete dort auf Unterstützung und Nachschub von Vorräten — und wurde schwer enttäuscht. Die Ankommenden brachten einen Brief — vierzig Briefe hatten sie verloren: sie weigerten sich, weiter mitzuziehen, wohl um den Sklavenhandel nicht bekannt werden zu lassen. Und als sie endlich ihn begleiteten bis nach Nyangwe am Lualaba, da mußte Livingstone sehen, daß die zugleich angekommenen Nigger-Moslems auf dem Markt ein furchtbares Gemetzel anrichteten. Männer und Frauen wurden niedergeschossen, und die entsetzt Flüchtenden ertranken in dem reißenden Flusse. Die Araber selbst schätzten drei- bis vierhundert Tote; 27 Dörfer gingen in Flammen auf. Der mörderische Ueberfall erschien Livingstone wie eine Hölle ohne Feuer und Schwefel.

Unter diesen Eindrücken mußte er wieder zurück, sechs Tage nach dem Ueberfall. Kein Wunder, daß die, die ihn nicht von den Mordbrennern unterscheiden konnten, ihm nachstellten. Dreimal an einem Tage entging er wie durch ein Wunder ihren Speeren und Pfeilen. Doch gelangte er auf den Tanganyikasee und als ein Skelett nach Ujiji (Udschidschi). Aber die sehnlich erhofften Vorräte hatte der Schurke, an den sie gesandt waren, bis auf den letzten Ballen Kattun und die letzte Perlenschnur verkauft. Livingstone kam sich nun vor, wie der unter die Räuber Gefallene. Noch dazu besaß jener moralische Idiot, der ihn hier zum Bettler gemacht hatte, die Frechheit, ihm zweimal am Tage: Gutes Glück zu wünschen und ihm dann zu erklären: Ich gehe beten.

5. Hilfe durch Stanley.

Ein arabischer Händler erbot sich, Elfenbein für Livingstone zu verkaufen und ihm Waren zu verschaffen; doch hatte dieser noch einige Tauschwaren, die er zunächst umsetzte. Als aber seine Niedergeschlagenheit den höchsten Grad erreicht hatte, da kam von anderer Seite Hilfe. Der junge Besitzer des New York Harald, James Gordon Bennett, hatte dem Berichterstatter Henry Stanley den Auftrag gegeben: „Tun Sie, was Sie für das Beste halten, aber — finden sie Livingstone!“ Von Sansibar zum Tanganyika aufbrechend, hörte Stanley am 3. November, daß ein Weißer in Ujiji angekommen sei und am 10. November 1871 stand er tiefbewegt und klopfenden Herzens, aber äußerlich die notwendige Ruhe vor den ihn Umdrängenden wahrend und ohne eine Miene zu verziehen, vor dem blassen und ermüdeten Mann mit grauem Bart, zog seinen Hut und sagte: „Dr. Livingstone, wie ich vermute.“ Jener lüftete die Mütze mit verschossenem, goldenem Band: „Ja,“ und beide reichten sich freundlich die Hand. Hier empfing Livingstone die Briefe, die ein volles Jahr vorher von Sansibar abgegangen waren, hier erhielt er Nachricht über das, was die Welt seit 1866 bewegt hatte.

Ueber vier Monate waren die beiden nun zusammen, und der ältere hat in dem jüngeren „ganze Begeisterung und nichts als aufrichtigste Bewunderung hervorgerufen.“ Stanley hebt besonders Livingstones Sanftmut und sein hoffnungsvolles Wesen hervor. Im festen Glauben an die Güte der Vorsehung opfert er dem strengen Gebot der Pflicht sein ganzes Leben und hat doch so wenig etwas von Härte oder Rauhheit an sich, daß er vor Lustigkeit und unerschöpflichem Humor übersprudelt. Sein Lachen wirkt ansteckend. „Seine Religion,“ sagt Stanley, „ist nicht theoretischer Natur, sondern eine beständige, ernste, aufrichtige Praxis . . . sie beherrscht sein Betragen, nicht nur gegen seine Dienstleute, sondern auch gegen die Eingeborenen, die bigotten Mohammedaner und alle, die mit ihm in Berührung kommen . . . Die Religion hat ihn gezähmt und zu einem christlichen Gentleman gemacht; alles Rohe und Eigenwillige ist dadurch veredelt und unterdrückt worden.“ Auf Stanleys Frage, ob Livingstone nicht gerne wieder heimkehren wollte, gab er die Sehnsucht nach der Heimat unbedingt zu, glaubte aber, daß er zur Vollendung seiner Aufgabe noch sechs bis sieben Monate nötig habe, und wollte sein Werk nicht unvollendet lassen. Er meinte ja noch die Quellen des Nils gefunden zu haben und müsse nun nur noch den Zusammenhang zwischen Lualaba und einem Arme des Weißen Nils nachweisen. Jetzt, mit neuen Vorräten, hoffe er seine Aufgabe beendigen zu können.

Zunächst machten beide Männer einen Ausflug nach dem Nordende des Tanganyikasees und stellten fest, daß dieser nicht mit dem Albert Nyanza in Verbindung stehe. Dann ging's den See herunter bis etwa zu seiner Mitte und weiter nach Unyanyembe. Hier trennten sie sich, der Nachgekommene zog am 14. März 1872 mit Livingstones Tagebüchern und Briefen der Küste zu, der alte Forscher blieb nun, mit den nötigen Vorräten ausgerüstet, zurück, — der Küste schon verhältnismäßig nahegekommen, aber entschlossen, wieder in das Herz des dunklen Erdteils zurückzukehren, um seine Aufgabe zu vollenden und sich beispiellosen Gefahren und Anstrengungen auszusetzen.

Rätsel.

Aus dem ganzen und aus Stahl
Sind die zwei zwei hergestellt.
Eins, die sausen tausendmal
Durch das reife Aehrenfeld. Qu.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1913. 14. Jahrgang.

Reise von zwei Missionsschwestern auf ihr Arbeitsfeld.

1. Was Schwester Schramm*) von der Seefahrt nach Amerika erzählt:

Beim Schwanken und Schaukeln des Schiffes schreibe ich hier auf Deck, in meinem Schiffsstuhl sitzend. Neben mir sitzt meine Lotti, während sich Hertha bei ihren Freunden eingefunden hat. Morgen sollen wir landen. Es war von Montag an recht stürmisches Wetter, so daß wir nur wenige Seemeilen zurücklegten. Ich war sehr seekrank, aber an ruhigen Tagen ging mir's gut. Unten in der Kabine spüre ich die Seekrankheit sofort. Von dem Hinterdeck, wo unsere Stühle stehen, wo wir die Spur, die unser Schiff verfolgt, genau sehen, wo das Wasser in allen Farben schillert, müssen wir erst eine Treppe hinunter ins Zwischendeck, wo es entsetzlich riecht, dann durch das ganze lange Maschinenhaus, wo die Gerüche nicht geringer sind, dann wieder durch ein Zwischendeck mit seinen Bewohnern und noch eine Treppe hinab, dann an der Küche vorbei zum Speisesaal, den jetzt die Bewohner der zweiten Kajüte benützen, dann sind immer noch zwei Treppen hinabzusteigen, und dort endlich liegt unsere Kabine. In dieser kann man kein Fenster öffnen, denn wir sind da direkt über dem Meer. Diese Luft da unten! So viele Menschen, Kabine an Kabine, und nirgends ein offenes Fenster; diese Luft!

Hat man am Morgen ein schönes warmes Seebad zwei Treppen hoch genommen und steigt dann nach dem Ankleiden wieder in die Kabine hinab, wie fühlt man sich da! Wir hatten für zweite Klasse bezahlt und mußten dritte Klasse fahren. Es herrscht unter den vielen Leuten der zweiten Kajüte, die dritter Klasse fahren müssen, eine unzufriedene Stimmung, denn die Agenten hatten ganz anders Auskunft erteilt. Bei den Stürmen war es geradezu lebensgefährlich in die Kajüte der zweiten Klasse hinunter zu wandern, es sind auch verschiedene Passagiere verunglückt. Eine Dame wäre zweimal gestürzt, wenn sie nicht zwei Matrosen aufgefangen hätten. Gottlob war mein Mann und die Kinder gesund. Als das Wetter schön wurde, blieb bei den meisten Reisenden noch Kopfweh zurück. Immer wieder muß ich sagen: Gottlob, daß unsre Lieben nicht wissen, wie es um uns steht, sie würden sich ängsten.

---

*) Für jemand, der dieser Schwester einen Gruß zukommen lassen und sie bitten will, uns für Nord und Süd wieder einmal etwas Schönes zu erzählen, stehe ihres Mannes Adresse hier: Via New York und New Orleans. Rev. F. Schramm, Misionero Morávo in Wasla c. o. Messrs. R. Lehmann & Co., Cabo Gracias, Nicaragua.

2. Schwester Auguste Schmidt auf dem Weg nach dem Nyassa.

Gekürzter Auszug aus einem Privatbrief.

Am 28. Juni 1912 reiste Schwester Schmidt, die als Krankenpflegerin in unsere Nyassa-Mission berufen worden war, von Herrnhut ab. Von Marseille schreibt sie: „Was für elende Gestalten sah man auf den Straßen! Die Stadt selbst war staubig und schmutzig, und aus allen Häusern kamen üble Gerüche; der Unrat aus den Häusern sowie Scherben und Fleischreste werden auf die Straße geworfen und tragen nicht gerade zur Reinlichkeit bei. Als Fremde sofort erkannt, wurden wir zur Genüge auf der Straße belästigt und waren daher froh, als der „Prinz-Regent" einlief." Bis Neapel wunderschöne Fahrt! Italienische Buben holten dort, es war der 15. Juli geworden, Geldstücke aus dem Meer hinaus. „Bei lachendem blauen Himmel fahren wir weiter. Die Braut eines Hotelbesitzers in Mombassa, der dort ein deutsches Hotel, „Afrika" genannt, besitzt, war meine Reisegefährtin; Fräulein Mante hieß sie. Mit ihr bin ich immer zusammen; sie ist ein fröhliches Ding, die viel zur Erheiterung der Passagiere beiträgt, eine nette Person; sie hat mir auch bald das freundschaftliche „Du" angeboten."

An der arabischen Küste sahen die Reisenden eine ganze Herde von Kamelen. Am 23. Juli haben sie Aden erreicht; dort und weiterhin eine kräftige Brise. Schwester Jansa gibt Jerusalemer Tropfen, die gegen die Seekrankheit Wunder wirken sollen. Am Sonntag hält Bruder Jansa einen Predigtgottesdienst.

Die Hitze im roten Meer ist diesmal nicht so schlimm. Eigentlich nur zwei drückend heiße Tage hatte man zu bestehen. In den letzten Julitagen ist unsere Freundin zu aller Arbeit unfähig und jeden Tag seekrank. In Mombassa geht unsere Schwester mit Bruder Jansa ans Land. Am 1. August kommen sie in Tschinde an und werden dort von dem kleinen Schiff „Kadett" an den Zambesidampfer „Prinzeß" gebracht.

Nach wenigen Stunden geht es den Fluß Sambesi hinauf. Das war nun eine Fahrt mit Hindernissen; je mehr man flußaufwärts kam, desto sandiger und seichter wurde der früher so mächtige und gefürchtete Strom. Ein über das andere Mal blieb man stecken; und es kostete Mühe, das Fahrzeug wieder in Gang zu bringen. Am 15. August trafen die Reisenden in Villa Pocage ein, wo schon zwei Hausboote auf sie warteten. Erst jetzt wird die Landschaft belebter, Berge tauchen auf, die sogar reizvoll werden, als man in den Schire einbiegt. Das Hausboot brachte sie in 24 Stunden nach Port Herald, wo man das Land betreten konnte und von den Beamten der afrikanischen Seengesellschaft freundlich aufgenommen und beherbergt wurde.



Wie man nach Inner-Afrika hineinkommt.

Tags darauf bekam man eine afrikanische Eisenbahn zu Gesicht. In dieser fuhr man von früh 7 bis abends 7 Uhr mit afrikanischer Verspätung bis Blantyre. Da die Lokomotive nur mit Holz gefeuert werden kann, mußte oft angehalten werden, um Brennmaterial einzunehmen. Blantyre ist ein wundervoll gelegenes kleines Städtchen, in dem wir zwei volle Tage zubrachten. Sonntag, 28. August, besuchten wir den Gottesdienst in der schottischen Kirche, die hier eine außerordentliche Missionsarbeit treibt.

Nun kam das dicke Ende: auf die erfrischenden Tage hier folgte eine wenig angenehme drei- bis

viertägige Fahrt in der Rikschaa (einem zweirädriger Wagen). Von einem Schwarzen gezogen und zwei anderen geschoben, ging's im Dauerlauf über Stock und Stein. Fast zerschlagen kamen wir am ersten Abend in Somba an, wo wir 36 Stunden neue Kraft für die Weiterreise sammeln konnten. Hatten wir am ersten Tage 60 Kilometer zurückgelegt, so am zweiten Tage 45 und am dritten 55.

Endlich waren wir in Port Johnston und freuten uns, noch alle Glieder beisammen zu haben. Hier bekam ich einen kleinen Begriff von afrikanischer Hitze; die Gärten waren in jammervollem Zustand der Dürre: es gedeiht so gut wie nichts. Die englischen Beamten leben zum größten Teil von Konserven. Erst am 27. August konnten wir die Fahrt auf dem Nyassa antreten. An diese Reise werden wir wohl noch lange denken; wenn es auch durchaus nicht stürmisch war, so schaukelte doch das Schiff (die „Queen") ganz gehörig. Am 3. September waren wir endlich wieder auf Land; und Geschwister Herbert Bauer empfingen uns in Mwaja, wo wir zwei Tage ihre Gastfreundschaft genossen.

Es war schön, die Freude der Bewohner von Mwaja zu sehen, als sie der Geschwister Jansa ansichtig wurden; fast alle Leute kamen, um sie zu grüßen.

Nun lag nur noch eine zweitägige Hängemattentour vor uns. Am 5. September legte ich mich in die Hängematte, und los ging es im Sturmschritt; im Laufen wechselten die Träger ab, und ich freute mich jedesmal, daß sie mich nicht hinauswarfen. In der darauffolgenden Nacht schliefen wir in zwei mitgebrachten Zelten.

Gegen 4 Uhr erwachte ich und hörte einen Löwen am anderen Ufer des Flusses brummen. An Schlaf war nun nicht mehr zu denken, trotzdem eigentlich keine große Gefahr war; ich hielt es aber für geratener, wach zu bleiben, da wir uns doch frühzeitig auf die Weiterreise begeben wollten.

Nachmittags gegen 3 Uhr sahen wir in der Ferne Kyimbila liegen. Bruder Stolz hatte uns eine Karre entgegengeschickt, und da Schwester Jansa lieber in der Hängematte blieb, bestieg ich die Karre und hielt als Erste unserer Reisegesellschaft meinen Einzug in der neuen Heimat Kyimbila. Sämtliche Bewohner, alt und jung und eine Menge Kinder kamen mir entgegen, um mich zu begrüßen; leider verstand ich nur wenig von dem, was sie sagen wollten. Vor dem Missionshaus stimmten die Schwarzen einige Begrüßungsverse an. Ueber diesen netten Empfang freute ich mich sehr, zumal ich ihnen doch ganz fremd war.

Da ich hier auf weiteres noch kein eigenes Haus habe, bewohne ich ein Zimmer im Erholungshaus. Etwa im Juni 1913 kann ich wohl mein Häuschen beziehen. In den drei Wochen meines Hierseins habe ich tüchtig gelernt, seitdem aber bin ich durch mancherlei Pflege daran verhindert worden. Augenblicklich entbehre ich sehr, daß ich noch kein eigenes kleines Krankenhäuschen habe, wo ich die drei Kinder der Geschwister Stolz aufnehmen kann. Die Kleinen leiden an Keuchhusten und müssen von dem jüngsten drei Wochen alten Baby streng getrennt werden. Wenn ich erst, was mein Wunsch ist, in der Heimat 1000 Mark gesammelt habe, dann kann schon ein einstweiliges Krankenhäuschen entstehen, in dem ich die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten aufnehmen kann.

Im Rückblick auf meine Reise muß ich sagen: In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet! Der Herr hat mich auch vor Krankheit gnädig bewahrt. Ich will ihm nun auch weiter vertrauen in trüben und lichten Zeiten. Meine Freunde bitte ich, mich nicht zu vergessen, sondern meine Arbeit auf betenden Herzen zu tragen, denn sie ist wichtig und verantwortungsvoll.

Eure Schwester
Auguste Schmidt.

Kyimbila, Bezirk Neu-Langenburg,
Deutsch-Ostafrika,
über Neapel und Daressalâm.



Ein Blick in eine unserer Missionsschulen in Deutsch-Ostafrika.

Zwei Briefe von Schülern der Mittelschule in Rungwe.

Mitgeteilt von Br. Gemuseus.

Ihr unsere Vorgesetzten, da sind wir, die Mittelschule. Wir grüßen Euch sehr in der Liebe zum Namen Jesu, der unser aller Haupt ist. Nun denn, in eben diesen Namen sagen wir: Danke sehr, weil Ihr uns Geld geschickt habt, um uns zu formen (wie der Töpfer den Ton, also zu bilden) auch uns aus Deutsch-Ostafrika. Doch Gott wird vergelten all seinen Getreuen. Der Herr bedecke Euch mit Seinem Erbarmen. Ich grüße sie, die Kinder, die uns das Geld gegeben haben, aber es tut uns sehr leid, daß wir niemand haben, der baut (das neue Haus für die Mittelschule*). Amen. Ich bin Andelea (Andreas) Mwabulambo.

Rungwe, 1. März 1911.

Ihr Freunde, Ich grüße Dich sehr, unser Herr. Nun freuen wir uns sehr, wenn's Euch gut geht. Wir sagen: Danke sehr, ihr Freunde, für den Brief, den Du, Herr, unserm Lehrer geschrieben hast. Ich grüße Dich sehr, ich grüße dich wirklich, grüße unsre Freunde, ich grüße auch Euch, Ihr Knaben. Ich bin Bulaja.

*) Dies Haus ist jetzt fertig gestellt und seit Jahresfrist in Gebrauch.

Ergötzliches Äquatorfest.

Von Br. E. Poiet in Elim.

Liebe Kinder! Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen! Da ich nun kürzlich von Europa nach Afrika reiste, und während der Reise viel gesehen habe, so will ich Euch einiges davon erzählen:

Das für Euch Interessanteste ist wohl das Aequatorfest, welches auf unserem Schiffe beim Passieren des Aequators gefeiert wurde. Schon einige Tage vorher begannen die Vorbereitungen dazu. Gewöhnlich wird dazu ein recht großer Kübel oder ein großes Faß genommen. Diesmal aber sollte es etwas ganz besonders Großartiges werden. Es wurde beschlossen, ein großes Bassin auf dem Deck der zweiten Klasse herzurichten. Ein Rechteck, ungefähr zwölf Fuß lang und acht Fuß breit, wurde auf dem Verdeck ausgemessen, und an den vier Ecken starke, vierkantige Pfähle auf dem Deck befestigt. Diese wurden durch starke Bretter mit einander verbunden, so daß das Ganze einem großen Troge glich. Dieser Trog wurde nun so viel wie möglich durch Taue mit festen Gegenständen auf dem Deck verbunden. Es war sehr interessant, dem Schiffszimmermann und seinen Leuten zuzusehen. Sie zeigten große Geschicklichkeit, aus grobem Material mit Hülfe von Säge, Hammer, Nägeln und Stricken etwas Brauchbares und Dauerhaftes herzustellen. Nach Fertigstellung des äußeren Teiles wurde der Innenraum mit einer doppelten Lage Segeltuch ausgeschlagen, und das Bassin war fertig. Ein langer Schlauch wurde an einen der vielen Wasserhähne angeschraubt, das andere Ende desselben ins Bassin gelegt und der Wasserhahn aufgedreht. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe es voll gelaufen war. Dies war wohl auch die Ursache, daß die Leute, die aufpassen sollten, weggelaufen waren. Es war ihnen wohl langweilig geworden, oder sie waren zu einer anderen Arbeit gerufen worden. Kurz, da niemand aufpaßte, wurde das Bassin zu voll und lief über. Es faßte eine sehr große Menge Wasser, welches durch sein Gewicht einen sehr starken Druck nach allen Seiten ausübte. Dieser Druck wurde noch durch die in dieser Zeit gerade heftigen Schiffsbewegungen bedeutend verstärkt. Es war Abend geworden, wir Passagiere saßen alle gemütlich auf unseren Schiffsstühlen und warteten auf die Schiffskapelle, die jeden Abend eine Stunde lang spielte. Mit einem Mal ein großer Krach, ein Rauschen und Brausen, dazwischen Hülferufe von Frauen und Kindergeschrei. Das Bassin war geplatzt! Auf der einen Seite war durch den großen Druck eins der dicken Bretter in der Mitte durchgebrochen, das Segeltuch hatte natürlich auch nachgegeben und das ganze Wasser ergoß sich in einem starken Strom über die Breite des Verdecks. Die Hülferufe waren bald verstummt, ja man hörte schon wieder einige tüchtig lachen. Der Schaden war nicht groß: viele nasse Füße und ein paar nasse Kleidungsstücke! Auf der Seite, auf welcher das Bassin stand, hatten wir unsere Kabine. Als das Wasser ausströmte, war mein erster Gedanke: nur so schnell als möglich in die Kabine und das Fenster schließen! Glücklicherweise aber war das ganze Wasser nach der anderen Seite zu abgeflossen. Was für uns ein Glück war, war für die Kabinenbewohner auf der anderen Seite ein Unglück. Zwei Kabinen waren voll Wasser gelaufen und meistenteils Schuhe, sowie auch Kleidungsstücke ganz durchnäßt. Am nächsten Tag wurde das Bassin wieder repariert, diesmal aber wurde es, statt mit einer zweifachen, mit einer dreifachen Lage Segeltuch ausgelegt. Das half! Solange es stand, ist es auch nicht wieder geplatzt.

(Schluß folgt.)

Rätsel.

Ich las von Ungefähr:
Im Staate Delaware
Da ist vor wenig Jahren
Ein altes Strafverfahren
Von neuem eingeführt.
Da muß, wem dies gebührt,
Am Rätselworte stehen,
Daß ihn die Leute schmähen.
Wen treffen solche Plagen?
Der sich als das betragen,
Was unser Wort verkündet,
Wenn Kopf und Fuß ihm schwindet.

Qu.

„Aus Nord und Süd", erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1913. 14. Jahrgang.

Wie ein heidnischer Buschnegerknabe den Heiland lieb gewann und selig starb.

Erinnerungen eines alten Missionars.

Von G. B.

1. Wie Willem zu den Missionaren kam.

Am 1. Juli 1863, also jetzt gerade vor 50 Jahren, hob die holländische Regierung in ihrer Kolonie Suriname die Sklaverei auf, und schenkte den armen, unterdrückten Negern die Freiheit. In demselben Jahr taten sich die bis dahin verschlossenen Türen des Buschlandes dem Evangelium auf. Und die Missionare der Brüdergemeine hielten nun ihren Einzug in dasselbe. Mit großer Freude. War doch damit ein von ihnen Jahre lang gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen.

Zunächst eröffneten sie im südlichen Buschland, unter dem Stamm der Aukaner-Neger, genannt Djoeka (sprich Djuka) eine Reisepredigttätigkeit. Diese haben sie dann 30 Jahr lang ausgeübt. Im Jahre 1892 glaubte man zum Aufbau der ersten Missionsstation unter diesen Heiden schreiten zu sollen. Diese wurde am 30. Juli desselbigen Jahres eingeweiht und erhielt den Namen Wanhatti (zu deutsch Ein Herz.) Missionar G. Buck erhielt den Auftrag, mit seiner Familie dorthin zu ziehen.

Diese Station liegt auf einer kleinen Anhöhe, nicht weit vom Ufer des oberen Cotticaflusses, gerade in einer Biegung desselben und weithin sichtbar. Für einen Neuankömmling bot dieser Platz einen lieblichen Anblick; sie glich einer Oase in der Wüste.

Wanhatti liegt in der Mitte von 4 Dörfern, die zusammen 300 bis 400 Einwohner zählen. Links von der Station liegen 2 Dörfer, Mino hamoso und Gitiondro, genannt, von denen das letztere der Sitz des damaligen Unterhäuptling's Brokohamaka war. Brokohamaka bedeutet zerrissene Hängematte. Rechts von diesen Orten liegen die Dörfer Lantiwe und Wanhatti, letzteres der Sitz des damaligen geistlichen Oberhauptes des Stammes, namens Tinga.

Bei meinen Besuchen im letztgenannten Dorf lernte ich eines Tages den Enkelsohn Tinga's kennen, den Heidenknaben Willem (Wilhelm). In einer dürftigen Hülle, beinahe außerhalb des Dorfes fand ich ihn krank liegend vor. Willem war schon längst ein Freund der Missionare. Sein freundliches Wesen, seine Wißbegierde, sein Lerneifer hatte deren Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Kamen die Missionare auf ihren Reisen in das Dorf, um das Evangelium von der großen Liebe Gottes, die in Jesu, dem Heiland der Sünder, offenbart ist, zu verkündigen, so machte sich der Knabe an sie heran und bat sie um Schulunterricht. Und die Missionare willfahrten dieser Bitte gern, nahmen sich des Bübchens an, und dieser lernte nun bald lesen, auch Bibelsprüche, Gesangbuchsverse, die 10 Gebote und die 3 christlichen Glaubens-

artikel. Das alles machte dem Knaben viel Freude, und je mehr er lernte, desto mehr wollte er noch wissen. Durch diesen Dienst der Missionare war auch etwas anders geschehen. Dadurch nämlich hatte der liebe Heiland, der treue Freund der Kinder, seinen Einzug in Willems Herz gehalten. Willem lernte Jesum lieben. Und daher war die Hoffnung der Missionare, daß Willem später einmal getauft werden könnte, und dann als Evangelist unter seinem Volk im Segen arbeiten werde, voll berechtigt. Aber es kam anders.

2. Wie die Heiden Willem böse mitspielten.

Die Heiden wurden auf den Umgang des Knaben mit den Missionaren aufmerksam und meinten, solcher Verkehr bedeute nichts geringeres als eine Beschimpfung ihres Gottes grantata (d. h. großer Vater). Vor allem aber fürchteten sie, daß ihr Gott grantata sich eines Tages aufmachen könne, um Rache an der Familie zu nehmen oder auch ein großes Unglück über das ganze Dorf zu bringen. Am heftigsten zürnte dem Knaben sein Großvater Tinga, denn nach dem Gesetz der Heiden war Willem bestimmt, nach dem Tode des Großvaters das Amt desselben zu übernehmen: er sollte der Oberpriester oder Zauberdoktor seines Volksstammes werden. Nun aber bekam der Knabe in seiner Jugend schon einen Abscheu vor dem Tun und Treiben seines Großvaters und der übrigen Zauberpriester. Er konnte ganz und gar kein Wohlgefallen daran finden und hielt sich von allen jenen Berufsgeschäften der Zauberer so viel als möglich fern. Er liebte den Heiland und wollte nur dessen Eigentum sein.

Der Großvater glaubte dem gegenüber Gewalt brauchen zu müssen und hielt darum eine Sitzung mit den Zauberern ab. In derselben beratschlagten sie, daß es besser sei, Willem aus dem Leben zu schaffen, ehe durch ihn Unglück über sie käme. Und was geschah? Man kam überein, den armen Jungen zu vergiften. Das war ein entsetzlicher Plan. Und noch häßlicher war, daß man unverzüglich ans Werk ging. Eines schönen Tages tat man Gift in Willems Mahlzeit. Ohne irgend etwas zu ahnen von dem, was seiner wartete, genoß er die Speise mit dem größten Appetit, und nicht lange danach stellte sich die Wirkung desselben ein: der Knabe verfiel nun einem langsamen, unheilbaren Siechtum! Der Knabe wurde über und über mit sehr schmerzhaften Geschwüren bedeckt, und die Hunde kamen und leckten sie ihm, genau so, wie wir es in der Bibel von Lazarus lesen.

3. Gebräuche der Heiden in Krankheitsfällen.

Nun haben die Heiden ein Gesetz, das folgendes bestimmt: Wenn jemand krank wird, so müssen die Zauberer den Gott grantata fragen, wer die Schuld an der Krankheit trage. Denn an die Möglichkeit, daß jemand auf andere, d. h. auf natürliche Weise krank werden könne, glauben sie nicht. Um nun die Ursache festzustellen, müssen die Zauberer ins Götzenhaus gehen. Zu diesem Gang ins Götzenhaus kleiden sie sich mit einer langen weißen Schürze, die unter den Armen festgebunden wird und bis auf die Füße herunter fällt. Das Gesicht bemalen sie sich mit weißer Tonerde, und in die Haare stecken sie Papageienfedern. So nimmt der Priester seinen Weg ins Götzenhaus, um auf würdige Weise vor seinem Gott zu erscheinen. Mit viel Geschrei werfen sie sich vor ihm auf den Leib und bitten nun den grantata, er möge ihnen doch den Namen kund tun und die Person nennen, welche die Schuld an der Krankheit trage.

In dem Falle Willems wußten sie zwar daß sie selbst die Schuldigen waren, aber um das Volk das nicht merken zu lassen, halfen sie sich auf eine Weise aus der Verlegenheit, die sie öfters anwandten. Kommen sie aus dem Götzenhaus zurück, so machen sie nämlich eine sehr bedenkliche Miene, zucken die Achseln, schütteln den Kopf und richten endlich den Ausspruch grantata's an die Familie aus. War diese nun schon bis dahin in Angst und Furcht gewesen, über das, was der Gott sagen würde, so wird sie jetzt aufs höchste erschreckt und in die tiefste Trauer versetzt. Der Zauberer teilt ihr nämlich mit „no wi Gado ben meli hem, d. h. unser Gott hat ihn angerührt, d. h. mit Krankheit geschlagen. Mit diesen Worten wurde Willem grantata zu einem Opfer des Todes geweiht und die Familie hatte sich nun diesem Ausspruch bedingungslos zu fügen, so schwer das auch Vater und Mutter ankommen mochte. Auf solche Weise opfern die Heiden noch heute Menschen ihrem Gott, einzig und allein, um ihn bei guter Laune zu erhalten, damit er nicht Rache nehmen könne, wegen irgend eines Versäumnisses oder Vergehens.

Von jetzt ab hörte bei Willem jegliche Pflege der Eltern auf, ja er wurde aus der Familie ausgestoßen. Eine kleine Hütte wurde für ihn errichtet, in der fand er notdürftig Schutz vor Sonne und Regen. Eine Hängematte nahm den kranken Knaben auf, nackend ohne jegliche Kleider mußte er daliegen. Diese Hängematte, die aus einem grobhaarigen Reissack gefertigt war, erhöhte nur die Schmerzen, die der arme Bursche mit seinen Geschwüren zu dulden hatte. Sein Essen erhielt Willem jeden Mittag auf eine Schüssel, die ihm auf einem langen Brett zugeschoben wurde. Das Gesetz verbot ja den Leuten, mit ihm in Berührung zu kommen.

4. Der Missionar pflegt den Kranken.

In diesem Zustande lernte ich Willem kennen. Eines Tages klagte er mir zunächst die Not, daß er nichts zu essen habe. Wie war das gekommen? Seine Hütte gewährte auf allen Seiten den Hunden des Dorfes Zugang, und diese hatten sich auf die Schüssel mit Essen gestürzt und das Essen längst

weggefressen, ehe der arme Junge von der Hängematte aus die Mahlzeit an sich nehmen konnte. Daher übernahmen wir seine Pflege. Die Bitte freilich, die wir an den Großvater richteten, er möge gestatten, daß wir den Knaben auf die Station überführten, um ihm dort eine bessere Pflege angedeihen lassen zu können, schlug dieser rundweg ab. Er und die anderen Heiden fürchteten, Willem könnte infolge der guten Pflege am Ende doch wieder genesen, und das wäre ja ihrer Meinung nach gegen die Absicht ihres Gottes gewesen! Ja, noch mehr, sie hegten die Besorgnis, der Bursche könnte am Ende gar zur Taufe gelangen und ein Christ werden. Da die Ueberführung auf die Station nicht erlaubt wurde, kochte meine liebe Frau wenigstens fast alle Tage ein gutes kräftiges Essen für Willem und ließ es ihm durch die Kinderfrau ins Dorf zutragen. O wie dankbar wor er stets für alles, was wir ihm antaten! Natürlich aber auch für jeden Besuch, den wir ihm machten.

Oft habe ich an seinem Krankenlager gestanden und habe ihm vom lieben Heiland erzählt, denn von diesem konnte er nicht genug hören.

5. Die Freude über das Bild vom gekreuzigten Heiland.

Eines Tages wurde seine Freude zu einer außerordentlichen. Mein früherer Mitarbeiter, Bruder A. Renkewitz, hatte unter den Kindern der Sonntagsschule zu Neusalz Gaben für die heidnischen Buschnegerkinder gesammelt und dafür biblische Bilder angeschafft und mir zugesandt. Unter diesen Bildern war auch eins, das den lieben Heiland am Kreuz darstellt. Der Knabe nun hatte schon viel von Jesu Leiden und Sterben gehört, aber ich hatte das Gefühl, daß er sich keine rechte Vorstellung davon zu machen wußte. So nahm ich das Bild, ging ins Dorf und schenkte es ihm. Nachdem ich ihm erklärt hatte, daß der liebe Heiland am Kreuz noch viel mehr habe leiden müssen als er jetzt bei allen seinen Schmerzen zu leiden hätte, nachdem ich ihm auch aufs neue gesagt, daß Jesus auch um seiner Sünde willen so gelitten hätte, um ihn von Sünde und Schuld frei zu machen, damit er ein frohes Gotteskind werden und dann im Glauben an den Heiland selig sterben könne, um dann in dem Reich zu sein, wo Jesus ist, da traten ihm die Tränen in die Augen, und er küßte den lieben Heiland, drückte ihn fest an sein Herz und rief voller Freude: „Dati da mi lobbi Helpiman“ d. h. Das ist mein lieber Heiland. Alle, die ihr diese Geschichte lest, fragt euch, ob ihr mit dem Heidenknaben auch so von Herzen sprechen könnt: Das ist mein lieber Heiland.“ Dann fragte er mich, ob es Sünde sei, das Bild unter das Kopfkissen zu legen, um zu bewirken, daß ihm der liebe Heiland seine Schmerzen wegnähme. Viele Nächte hätte er schon nicht vor Schmerzen mehr schlafen können und sehne sich doch so sehr nach Schlaf. Ich antwortete ihm, daß das keine Sünde sei, aber das Bild allein wäre freilich nicht im Stande, seinen Wunsch zu erfüllen. Das könne nur Jesus, und er tue es nur, wenn man ihn darum bäte. Und nun betete ich mit ihm und er betete die Worte nach, die ich sprach. Dann lenkte ich meine Schritte wieder nach Hause.

Tags darauf besuchte ich Willem wieder. Da erzählte er mir freudestrahlend, daß das Gebet geholfen habe; er habe die Nacht gut geschlafen. Je näher er aber seinem Ende kam, um so mehr hatte er an Schmerzen zu leiden, und diese raubten ihm noch manche Nachtruhe, aber geklagt hat er nie. Er hatte gelernt „zu leiden ohne zu klagen,“ wie einst unser vollendeter Kaiser Friedrich. Einige Tage vor seinem Heimgang äußerte er noch einen besonderen Wunsch. Er hatte gehört, wir hätten Hühner, und so bat er um eine Hühnersuppe mit dem Hühnerfleisch darin. Auch dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Mit großem Appetiet hat er diese Mahlzeit zu sich genommen.

6. Seliger Heimgang.

Nach einer Sonntags-Predigt erhielt ich die Nachricht, Willem sei sehr schwach geworden und bäte mich, noch einmal zu ihm zu kommen. Eilig machte ich mich auf den Weg ins Dorf und sah, daß unser kranker Freund nicht mehr lang zu leben habe. Er war so schwach geworden, daß er kein lautes Wort mehr sprechen konnte. Aber er hatte mir noch etwas zu sagen. Er gab mir zu verstehen, ich möchte mein



Eine „Buschlandkirche der Brüdermission“

Ohr auf seinen Mund legen. Das tat ich auch. Dann faltete er die ganz abgemagerten Hände und betete den 2. Glaubensartikel, den er so oft gebetet hatte, zum letzten Mal. Ebenso sprach er sein Lieblingslied „Weil ich Jesu Schäflein bin.“ Wie oft war ihm das in seiner Krankheit zum Trost und zur Freude gewesen! Mit der Aufwendung seiner letzten Kraft betete Willem dieses Lied zu Ende, dann fiel er ganz erschöpft in sein Kissen zurück. Nun betete ich an seinem Krankenlager, das jetzt zu einem Sterbelager wurde, zum letzten Mal. Ich befahl diese teuer erkaufte Seele dem lieben Heiland und bat ihn um einen seligen Heimgang für diesen Knaben; er, der gute Hirte, wolle auch dieses Schäflein zu sich nehmen. Bald darauf kamen dann auch die Engel Gottes und trugen Willems Seele in des Hirten Arm und Schoß. Bewegten Herzens konnte ich ihm nachrufen: „Amen, ja, Willem, dein Glück ist groß.“ Dir ist das Los gefallen aufs lieblichste, dir ist ein schönes Erbteil geworden. Wer so stirbt, der stirbt wohl, selbst der Heidenknabe Willem in seinem (ungefähren) Alter von 14 Jahren.

O, wohl auch diesem Kinde!
Es stirbt nicht zu geschwinde;
Zeuch hin, du liebes Kind!
Du gehest ja nur schlafen,
Und bleibest bei den Schafen,
Die ewig unsers Jesu sind.

Livingstone und die Kinder.

Livingstone war ein großer Freund der Kinder. Kaum hatte er die Sprache der Schwarzen in Südafrika einigermaßen erlernt, als er auf seiner ersten Station auch schon eine Schule für Kinder anfing. Er sagte den Schwarzen: „Ihr wißt, daß ich euer Freund bin. Nun bringet eure Kinder zu mir; ich will sie allerlei gute und nützliche Dinge lehren.“ Die Schwarzen berieten miteinander und sagten: „Es ist wahr, der weiße Mann ist sehr tapfer und weise. Er hat uns die Löwen weggeschossen, daß sie uns und unser Vieh nicht mehr wegtragen. Seht, sein Arm ist ja noch verbunden, wo der wütende Löwe ihn gebissen hat. Wir wollen doch unsere Kinder zu ihm schicken, damit sie seine Weisheit lernen.“

Zitternd vor Furcht kamen zuerst die schwarzen Kinder zu ihm. Sie wußten ja nicht, was der weiße Mann mit ihnen anfangen werde. Aber Vater oder Mutter oder auch eine ältere Schwester nahm die



Christliche Buschneger in Suriname.

Kleinen an der Hand und führten sie zu dem weißen Lehrer, sonst wären manche unterwegs noch davongelaufen. Die Kinder, die den guten Doktor schon kannten, fürchteten sich nicht vor ihm. Sie wußten schon, daß er ein guter Lehrer sein werde. Mit einem freundlichen Lächeln im Gesicht kam er den Kleinen entgegen und legte ihnen die Hand auf die Krausköpfe. Damit war alle Furcht verschwunden. Bald kamen die Kinder mit so großer Freude zur Schule, daß auch die Alten Lust bekamen zu kommen. Livingstone mußte zwei Klassen einrichten, eine für Kinder und eine für Erwachsene. In beiden mehrte sich die Zahl der Schüler so sehr, daß er gar nicht mehr allein fertig werden konnte. Unbedingt mußte er sich nach einer Hilfe für seine Schule umsehen. Die Hilfe ließ auch gar nicht sehr lange auf sich warten. Er holte seine Frau.

Rätsel.

H stellt sich alle Jahre ein,
Z ist ein Städtchen schön und fein.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen von der Sonntagsschule Heilbronn durch Herm. Proff. Hole Mk. 25.—, erhalten zu haben bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1913. 14. Jahrgang.

Ergötzliches Äquatorfest.

Von Br. E. Poiet, Mamre.

(Fortsetzung.)

An einem Donnerstag sollte das Fest abgehalten werden. Am vorhergehenden Tag wurden auf dem Schiff gedruckte Programme ausgegeben: Der Vormittag war für den Meeresgott Neptun reserviert, der Nachmittag war für Sport und der Abend für die Preisverteilnng und Abhaltung einer Lotterie bestimmt. Am Mittwoch Nachmittag waren einige Herren herumgegangen und hatten jeden erwachsenen Passagier um einen Beitrag zum Einkauf der Preise gebeten, auch Lose wurden zum Verkauf angeboten. Soviel ich gehört habe, sind über 300 Mark eingekommen.

Am Abend saßen wir wieder auf dem Verdeck, als wir in der Ferne einen großen Lärm hörten. Jeder war neugierig, was dies wohl bedeuten mochte. Ein Steward, der gerade vorbei kam, erklärte es uns: Neptun sei mit seinem Gefolge soeben in höchst eigener Person aufs Schiff gestiegen und werde nun einen Rundgang machen. Das war etwas für die Kinder! Die armen Väter und Mütter wurden so mit Fragen bestürmt, daß sie unmöglich auf alles Antwort geben konnten. Doch der Radau (anders konnte man es wohl nicht nennen) kam immer näher. Wir merkten, daß Vater Neptun wohl mit seinem Besuche bei der dritten Klasse fertig sein müsse. Er ging jetzt in die erste Klasse hinauf. Von dort kam er endlich auch zu uns. Die Kinder waren alle schon ganz ungeduldig geworden und wollten sich von ihren Eltern garnicht mehr zurückhalten lassen. Ein kleines Mädchen muß wohl ganz besonders ungeduldig gewesen sein, denn ich hörte nur noch, daß die Mutter zu ihm sagte: „Kind, wenn du jetzt nicht artig bist, dann bitte ich Onkel Neptun, daß er dich mitnimmt.“ Das kleine Mädchen war darüber so sehr erschrocken, daß es durchaus nicht mehr oben bleiben wollte, sondern die Mutter bat, mit ihm doch in die Kabine zu gehen, bis Onkel Neptun wieder weg sei. Wie es weiterhin geworden ist, weiß ich nicht, da inzwischen Neptun mit seinem Gefolge auch auf unser Verdeck gekommen war. Und wie sahen sie doch alle aus! Ihre Gesichter glänzten in allen Regenbogenfarben. Ihre Anzüge bestanden halb aus Zeug und halb aus Papier. Einige hatten einen aus Pappe hergestellten Dreispitz als Kopfbedeckung; und von Hanf und aufgedrehten Tauenden hatten sie sich Perücken gemacht, in denen sie wirklich zum Sich-Fürchten aussahen. Neptun trug ein riesiges Holzschwert an seiner Seite. Es war jedenfalls nicht für ihn gemacht, denn es war so lang, daß er sehr oft darüber stolperte. Einer trug ein großes Rasiermesser, ganz aus Holz gefertigt und wohl an die zwei Fuß lang. Ein anderer trug den zu einem Rasiermesser gehörigen Pinsel. Neu sah er durchaus nicht aus, vielmehr schon recht abgenutzt. Mit Teer schien

er sehr oft in Berührung gekommen zu sein. Wieder ein anderer trug einen großen Hammer und einen Meißel, alles aus Holz gefertigt, sowie ein Hörrohr. Da war einer, der trug einen Kasten an einem Strick um seinen Hals. Gekleidet war er als Doktor Eisenbart, und der Kasten enthielt die zu seinem Handwerk nötigen Medizinen. Die Hauptmittel natürlich waren solche gegen die so unangenehme Seekrankheit. Doch die für die Kinder am interessantesten waren zwei Schwarze. Sie waren mit einem Schurz bekleidet und über und über mit schwarzer Oelfarbe beschmiert. In den Händen trugen sie einen langen Speer und einen Schild und stießen sehr oft ganz unartikulierte Laute aus und machten ganz grimmige Gesichter. Endlich war einer unter ihnen, der hatte ein ganz gräßliches Instrument, welches wie ein Leierkasten aussah. Der Mann, der es trug, drehte ununterbrochen an einem Griff, und die ganze Leistung des Kastens war nur ein einzelner, tiefer, sehr starker und unaufhörlich erklingender Ton. Mit solcher Musik und unter dem Gejohle und Gelache der Zuschauer zog alles bis zum hintersten Ende des Schiffes. Hier angekommen, hielt Vater Neptun eine lange Ansprache, deren Hauptinhalt der war, daß am anderen Vormittag doch alle die zur Stelle sein müßten, die diesmal zum ersten Mal die Linie passierten. Er werde auch wieder kommen, und das übrige würden sie ja dann sehen. Er warnte davor, daß sich doch niemand einfallen lassen solle, sich zu verstecken, da er seine eigene Polizei mitbringen werde, die so gut in jedem Schiff Bescheid wisse, daß sie Jeden finden werde, wo er sich auch verstecke. Dann zogen sie wieder nach dem Vorderteil des Schiffes ab.

Um uns nun die Abreise Neptuns auch recht deutlich zu machen, wurde ganz vorn am Schiff eine große, ganz mit brennbaren Stoffen gefüllte Tonne angezündet und ins Meer geworfen. Auch einige bengalische Feuer wurden abgebrannt. Es sah prächtig aus, als das Feuer (wir hatten eine rabenschwarze Nacht) an unserem Schiff vorüberzog. Sehr lange haben wir es gesehen und sehr oft hieß es: Jetzt ist es ausgelöscht! Aber immer wieder tauchte es in weiter Entfernung aus den Wellen auf.

Am anderen Morgen um 9 Uhr wollte Vater Neptun an Bord sein. Ob er es nun verschlafen oder irgend eine andere Abhaltung gehabt hatte, jedenfalls kam er nicht vor 10 Uhr. Die Schiffskapelle hatte sich aufgestellt und empfing ihn mit Musik. Er und sein Gefolge sahen gerade wieder so aus wie am vorhergehenden Abend. Ob die beiden Schwarzen, vordem sie ins Bett gegangen, sich gewaschen hatten oder nicht, weiß ich nicht. Jedenfalls sahen sie eben wieder so schwarz aus, wie vorher. Neptun begrüßte alle Anwesenden in einer Ansprache, die dann von einem Schiffsoffizier beantwortet wurde. An der schmalen Außenseite des Bassins war eine Treppe aufgestellt, und oben drauf stand ein Kasten mit einem Brett darüber, welches ziemlich mit dem Bassinrande abschnitt. Neptun stand unten vor der Treppe, um die Neulinge zu empfangen. Auf je einer Seite des Kastens stand Dr. Eisenbart und sein Gehilfe, und im Bassin, das natürlich ganz voll Wasser war, waren die beiden Schwarzen. Ganz am anderen Ende des Bassins saß der Bootsmann auf dem Rand und hatte den Wasserschlauch in der Hand. Und nun gings los! Der erste, der sich meldete, war ein Passagier der ersten Klasse. Neptun empfing ihn und bat ihn, sich doch oben auf den Kasten zu setzen. Oben angekommen, fragte ihn der Dorktor, ob er auch gesund sei. Da der Passagier nicht ganz sicher zu sein schien, untersuchte ihn Eisenbart mit dem großen Hörrohr und beklopfte den Rücken mit dem großen Hammer, konnte aber keine beängstigende Krankheit entdecken. Jetzt übergab er ihn seinem Gehilfen, der ihn mit dem großen Pinsel, in Seifenwasser getaucht, ordentlich einseifte. Der Doktor nahm dann das große Rasiermesser und schabte ihm den Seifenschaum wieder ab; und sowie er damit fertig war, faßten die beiden ihn an den Beinen und warfen in kopfüber ins Bassin. Die zwei Schwarzen hatten schon lange auf ihn gewartet und tauchten ihn nun tüchtig unter. Als die ihn losließen, nahm ihn noch der Bootsmann aufs Korn und bespritzte ihn tüchtig mit Wasser. So erging es allen andern Passagieren. Unter dem Schiffspersonal waren auch einige, die die Linie zum ersten Mal passierten, und diese wurden etwas derber angefaßt. Statt mit Seifenwasser wurden sie mit Teer eingeseift, und mit dem Rasiermesser wurde auch etwas derber aufgedrückt und von den beiden Schwarzen wurden sie besonders gründlich untergetaucht. Einige hatten sich zu verstecken gesucht. Außer einem, dem es glückte, wurden alle anderen entdeckt.

Auch Damen und Kinder wurden aufgefordert, sich zu melden. Vater Neptun empfing sie besonders höflich und führte sie zu einem Tisch, auf welchem Doktor Eisenbart seine Instrumente und Arzeneimittel ausgestellt hatte. Dort empfing sie der Doktor und bespritzte sie mit Eau de Cologne.

Der Yak oder Grunzochse.

Wer von euch, liebe Kinder, hätte wohl Lust, einmal einen Yak zu besteigen und mit diesem Tier seine Reitkünste zu erproben? Ehe wir aber aufsitzen, müssen wir uns das Reittier genauer ansehen, und da es in Deutschland nicht anzutreffen ist, sein Aussehen betrachten.

In grauer Vorzeit war vielleicht der gefürchtetste Bewohner des deutschen Waldes der wilde Stier, und es mußte dem, nur mit Pfeil und Speer ausgerüsteten Jäger schwer genug fallen, die ebenso starken wie gewandten und furchtlosen Tiere zu erlegen. Kein Wunder daher, wenn die ältesten Sagen berichten,

daß die Helden ihre Kraft auch dadurch betätigten, daß sie das Land von einem wilden Stier befreiten, der die Umgebung dieses oder jenes Ortes unsicher machte. — In der geschichtlichen Zeit scheinen die wilden Stiere nur noch in den Gebirgen gelebt zu haben. Mit Vorliebe wurde Jagd auf sie gemacht von den Fürsten, die sich zu diesem Zweck in die deutschen Mittelgebirge oder in den Böhmerwald begaben.

Zwei Arten dieser Tiere gab es damals in Deutschland, den Urochs und den Wisent. Der Urochs ist längst ausgestorben, während der Wisent noch in meiner Knabenzeit in Lithauen lebte und durch mehrere schöne Exemplare im Berliner zoologischen Garten vertreten war; doch fürchte ich, daß auch der letzte deutsche Wildstier nun der Kultur zum Opfer gefallen ist. Oder sollten wirklich noch Wisente in einem der deutschen zoologischen Gärten zu sehen sein?



Yakochse, Reittier auf den Gebirgspfaden des Himalaya.

Günstiger ist aber eine andere Art Wildstier gestellt, der Yak oder Grunzochse auf den Höhen des Himalaya und besonders in Tibet, wo er Landschaften bewohnt, die der menschlichen Kultur durch die Natur selbst verschlossen sind, und wo er daher vor dem Menschen ziemlich sicher ist.

Weil der Yak das Charaktertier Tibets ist und ich schon manchen, zahmen und wilden Yak gesehen und Reitversuche mit ihm gemacht habe, so wollte ich diesmal von ihm erzählen. Der Yak-Bulle ist ein riesenhaftes Tier, das bei einer Länge von 10 Fuß und einer Höhe im Widerrist von 5 Fuß einen Leibesumfang von 10 Fuß erreicht. Den Riesenkopf schmücken zwei gewaltige Hörner, die eine Länge von über $2^1/_2$ Fuß und an der Wurzel einen Umfang von reichlich 1 Fuß erreichen. Dicht und mit wollartigen schwarzen Haaren, manchmal weiß, ist sein Rumpf bedeckt; langzottig hängen sie am Leibe herunter, und der schöne, langhaarige Schwanz, namentlich der weiße, wird gern von indischen Fürsten als Wedel und dergleichen benutzt. Die Yak-Kuh ist unverhältnismäßig kleiner als der Stier und sieht auch nicht annähernd so imponierend aus wie jener. Außer der Brunstzeit leben die alten Bullen einsam oder doch nur in kleinen Gesellschaften, während die jüngeren Stiere Trupps von 10—12 Köpfen bilden. Zu hunderten scharen sich dagegen die Kühe und Kälber zusammen und schützen sich so gegenseitig vor Schneeleoparden und Wölfen. Obgleich der Yak infolge seiner Größenverhältnisse plump aussieht, klettert er doch äußerst gewandt und klimmt, ohne zu straucheln, an den schmalsten Graten empor. Doch macht er von dieser Kunstfertigkeit nicht allzu häufig Gebrauch, da er ungemein träge ist. Auch ist er nicht so schnell zu Fuß, so daß ein Reiter auf einem guten Pferde ihn allezeit mit Leichtigkeit einholen kann. Seine Sinne sind von sehr verschiedener Schärfe, denn, während er vortrefflich riecht, scheint sein Gehör- und Gesichtssinn nicht so scharf entwickelt zu sein. Daß die Jagd auf den Yak keineswegs ungefährlich ist, da dieser, wenn er verwundet wurde, den Jäger oft annimmt, erzählt Sven Hedin in seinem „Transhimalaya“. Die Tibeter greifen den Yak auch nur an, wenn sie in größerer Anzahl und womöglich noch gut gedeckt sind. Das riesige Tier verträgt eine ganze Anzahl Kugeln, ehe es zusammenbricht.

Außer dem wilden Yak gibt es auch zahme, die zumal als Lasttiere gute Dienste leisten. Sie sind es auch, die man besteigen und zum Reiten verwenden kann. Einen zahmen Yak möchtet ihr wohl alle einmal reiten? Allein, selbst wenn wir es mit einem zahmen und mit Nasenring versehenen Yak zu tun haben, — das Aufsitzen, wirds gelingen? Was man dabei und überhaupt mit diesen Grunzochsen erlebt, das hat bereits mein lieber Kollege besser geschildert als ich dazu imstande wäre. Lest einmal „Tibetische Geschichtsforschung“, von A. H. Francke, Seite 14 und 15 und sagt mir, ob ihr dann noch einen Yakritt unternehmen wollt. Auf Seite 23 genannten Buches seht ihr ein solches Reittier, das jedenfalls von uns Missionaren auf gefährlichen Pfaden und bei Flußübergängen dem Pferde vorgezogen wird; denn wie ich schon sagte, der Yak klettert sehr gewandt und klimmt an den schlimmsten Stellen mit einer Sicherheit empor, die geradezu verblüffend wirken muß. Ihm braucht daher der Tibeter das rtaupo skyod! tritt fest, sicher auf! nicht zuzurufen. Euch dagegen, liebe Kinder, grüßt mit diesem schönen tibetischen Gruß Euer R. Schnabel.

Er ist es alles wert.

Von † D. Warneck.

Als im Jahre 1732 die ersten Heidenmissionare der Brüdergemeine, Leonhard Dober und David Nitschmann, sich auf den Weg nach Kopenhagen

machten, um von da aus zu den schwarzen Sklaven nach Westindien zu gelangen, da schüttelten selbst die christlichen Freunde, die ihnen gastliche Herberge bereiteten, über das seltsame Unternehmen den Kopf und ließen die Brüder ohne Zuspruch und Aufmunterung ihre einsame Straße weiterziehen. Nur an einem einzigen Ort, in Wernigerode, ward ihnen ein tröstliches Wort zu teil. Freundlich fragte die fromme Gräfin Stolberg den Bruder Dober, wie ihm doch zu Mute gewesen sei, als er von Vater und Mutter Abschied genommen, und ließ dann beide aus dem Spruchkästchen ein Bibelwort ziehen. Dober zog den Vers aus dem 45. Psalm: „Höre Tochter, schaue darauf und neige deine Ohren. Vergiß deines Volkes und deines Vaters Hauses!“ Da sagte die Gräfin: „Nun denn, geht hin, und wenn sie euch auch tot schlagen um des Heilandes willen, — er ist es alles wert.“ Dober hat dies Wort nie vergessen. „Es war ein Balsam auf mein Haupt,“ schrieb er 1740 und dankte ihr nochmals dafür.

Und die gesamte evangelische Mission soll dies Wort niemals vergessen, das wie ein leuchtender Stern über dem Eingang zu ihrer Geschichte steht. Wohl, die Mission ist ein opferreiches Werk; sie kostet nicht bloß viel Geld, sondern auch viel Menschenleben. Deren ganz zu geschweigen, die wie John Williams oder Patteson oder die sieben rheinischen Missionsgeschwister auf Borneo unter den Streichen der Wilden gefallen, — wieviele rafft allein das böse Klima dahin! Nach Suriname hat die kleine Brüdergemeine von 1738 (bez. 1767) bis 1882 426 Missionsgeschwister abgeordnet, von denen 176 dort von dem tödlichen Fieber hinweggerafft wurden, 170 mit gebrochener Gesundheit heimgekehrt sind. Auf der Sklavenküste in Westafrika, wohin seit 1847 die kleine Norddeutsche Missionsgesellschaft etwa 60 Missionare gesendet hat, sind 30 in dieser Zeit dem Tode erlegen, ungerechnet die 14 Frauen, die von den 34 Gattinnen der Missionare gestorben sind. Das sind zwei Posten auf einer langen Totenliste. Aber wenn das Vaterland Tausende von Menschenleben auf den Schlachtfeldern opfert und die Wissenschaft trotz immer neuer Verluste immer neue Nordpolexpeditionen unternimmt, so kann die evangelische Mission im Blick auf ihre Toten erst recht sagen: Er ist es alles wert.

Jawohl, die Mission ist es wert, daß man für sie auch das Leben lasse! Einem jungen Missionar hatte sein Vater mit zitternder Hand ins Stammbuch geschrieben: „Als Gabe für die Mission gebe ich meinen einzigen Sohn.“ Was für Gaben hast denn du gegeben? „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab.“ Soviel war die Welt, soviel bist du Gott wert, daß er seinen eingebornen Sohn gab! Und was ist dir denn Gott, was ist dir denn der Heiland, was ist dir denn die arme Welt wert, die noch in Finsternis und Todesschatten wohnt? — Wie hoch beläuft sich wenigstens dein Missionsbeitrag? In ganz Deutschland und der Schweiz kommen für die Mission jährlich $2^1/_2$ Millionen Mark zusammen.*) Wieviel ist denn von dir dabei?



Br. Nitschmann. Hanna Schütz. Br. u. Schw. Sonnenburg. Gertrud Sonnenburg.
Hellmuth, Erika, Waldemar Schütz. Schw. Nitschmann.
Schw. v. Dewitz. Br. Chleboun. Br. Wiemann.
Vroni und Martin Nitschmann, dazwischen Theo Schmidt. Br. Birnbaum.
Br. Eckhardt.

Ankunft einer Missions-Reisegesellschaft aus Südafrika in Kleinwelka, am 9. Juni 1913.

Und wenn's auch viel wäre, — wir wollen doch ja nicht davon reden als von einem Opfer. Als man einst dem Dr. Livingstone viele Lobeserhebungen sagte wegen der großen Opfer, die er gebracht, da erwiderte dieser ebenso mutige wie demütige Jünger Jesu: „Kann man das ein Opfer nennen, was nichts als eine kleine Rückerstattung der großen Schuld gegen Gott ist, die wir nie abtragen können? Es ist wirklich kein Opfer, es ist ein Vorrecht. Wir sollten gar nicht davon reden angesichts des großen Opfers, das er brachte, der vom Throne seines Vaters aus der Höhe herabstieg, um sich selbst für uns hinzugeben.“

Ist er nicht wert, daß wir auch für ihn etwas Reelles hingeben?

*) So war es im Jahr 1885, aus welchem auch die übrigen Zahlenangaben Warnecks stammen; jetzt sind es gottlob über $10^1/_3$ Millionen Mark jährlich. N. a. d. N. M.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1913. 14. Jahrgang.

Das Mädchen von Fahr

oder

Wie der Herr die Missionsgabe eines kleinen Mädchens segnete.

Mitteilungen von Br. F. W. Siebörger in Neuwied.

Die Sonntagsschule in Fahr.

In der Nähe von Neuwied, etwa eine Stunde davon entfernt, liegt das Dorf Fahr. Es besteht nur aus einer Häuserreihe, welche sich langgestreckt an dem Ufer des Rheins hinzieht, weshalb der Volkswitz sagt, daß hier die Eierkuchen nur auf einer Seite gebacken werden.

Doch nicht von Fahr und auch nicht von den Eierkuchen, welche dort gebacken werden, wollte ich erzählen, sondern von einer kleinen Sonntagsschule, die dort von lieben Schwestern aus dem Neuwieder Schwesternhause allsonntäglich gehalten wurde. Zu der Zeit, als ich in Verbindung mit dieser Sonntagsschule trat, waren dies die beiden Schwestern Gretchen Dister und Gretchen Böhler. Beide sind längst daheim beim Herrn, Schwester Disters Grab befindet sich auf unserm Gottesacker in Neuwied, dasjenige der Schwester Böhler aber in Paramaribo. Sie starb dort als Gattin unsers Bruders Glöckler. Es mag für diese Schwestern keine leichte Aufgabe gewesen sein, allsonntäglich, zumal bei nassem Wetter, den weiten Weg nach Fahr hinaus zu machen, doch sie taten dies gern, weil sie es für den Herrn taten und aus Liebe zu den Kindern.

Beide Schwestern waren eifrige Freundinnen der Heidenmission und suchten diese Gesinnung auch ihren Schülern einzuflößen. Sie erzählten nicht nur viel von der Mission, sondern brachten die Kinder auch dazu, jeden Sonntag je einen Pfennig für die Missionsbüchse mitzubringen. Für diese Pfennige wurden dann gegen Ende des Jahres kleine Geschenke für die Heidenkinder gekauft, wie Schieferstifte, Schreibbücher, kleine Taschentücher usw. Und diese wurden mir, als ich Missionar in Ephrata auf der Moskitoküste war, geschickt und waren mir eine gar sehr willkommene Gabe, die ich zu Weihnachtsgeschenken für meine Indianerkinder verwendete. Welche Freude machten diese Gaben dort stets! Und auch ich selbst freute mich herzlich und dankbar darüber, zeigte die Gabe doch deutlich die Liebe der Kinder zur Mission.

Ein besonderes Opfer.

Als ich daher im Jahr 1888 zur Erholung in der lieben Heimat war, besuchte ich an einem Sonntage diese Schule in Fahr und erzählte den lieben Kindern von den Indianerkindern aus eigner Anschauung und Erfahrung, was ihnen natürlich viel Freude machte.

Als ich mich dann wieder zur Abreise aufs Missionsfeld anschickte, holte Schwester Dister die

Missionsbüchse der Kinder hervor und leerte ihren Inhalt vor mir aus. Es waren zwischen 7 und 8 Mark, welche sich angesammelt hatten und mir nun übergeben wurden. Als wir die vielen Pfennige zählten, fand sich unter ihnen auch ein kleiner weißer Perlmutterknopf. Den sah ich und sagte: „Da haben Sie ja auch einen Knopf, wie sind Sie denn dazu gekommen?" Ja, sagte Schwester Dister: „Den hat einmal ein kleines Mädchen gegeben. Ihre Eltern sind arm und konnten ihr keinen Pfennig geben; da sie doch aber etwas geben wollte, gab sie diesen Knopf, den sie sehr liebte und mit dem sie stets spielte; den hat sie für die Mission geopfert. Ich hatte nun nicht das Herz, den Knopf wegzutun, da das Kind ihn so sehr liebte; doch weiß ich auch nicht, was ich damit machen soll?" Ich bat mir den Knopf aus und verwahrte ihn in meinem Portemonnaie, denn dieses Opfer des kleinen Mädchens für die Heidenmission rührte mich tief. Ich trug den Knopf mit mir herum und habe ihn auf manchem Missionsfest gezeigt, um meine Zuhörer zum Geben anzuregen.

Was ich mit dem Gelde machte?

Es ging mir dabei eigentümlich: Der Knopf ließ mich nicht los, und er gab mir schließlich den Gedanken ein, daß, wenn die armen Kinder in Fahr so willig für die Mission ihre Opfer brächten, sich doch wohl auch auf der Mission selbst, wenigstens doch in den verhältnismäßig wohlhabenden Gemeinen, eine ähnliche Einrichtung treffen ließe, daß die Sonntagsschulkinder kleine Gaben für die Mission opferten. Sicherlich — so dachte ich — läßt sich in unsern Sonntagsschulen in Bluefields oder Magdala auf der Moskitoküste etwas erreichen, namentlich, wenn man eine kleine Spielerei damit verbindet. Das war schließlich das Ergebnis meiner Ueberlegungen. Wie aber war das zu machen?

Ich besaß ja nun die 7 Mark aus Fahr, und das Einfachste wäre gewesen, dafür einen nickenden „Neger" zu kaufen und nach Moskito mitzunehmen. Doch diese Gedanken verwarf ich bei näherem Nachdenken, denn wie der Jamaica-Neger im Sprichwort sagt: „Ebery crow tinke him pikke ninne white" d. h. „Jeder Rabe glaubt, daß seine Jungen weiß sind," so läßt sich auch kein Farbiger gern an seine Hautfarbe erinnern. Darum kaufte ich schließlich zwei kleine Figuren: einen Matrosen, der am Reck hing und wenn man ihm ein Geldstück in den auf dem Kopf angebrachten Spalt steckte, sich herumschwang und das Geld in einen am Fuß angebrachten Behälter fallen ließ, und weiter kaufte ich einen Chinesen, der mit einem Teller in der Hand vor einer Hütte stand und das auf den Teller gelegte Geld mit einer schnellen Drehung hinter sich in einen Behälter warf und blitzschnell wieder mit dem nun wieder leeren Teller sich präsentierte. Die beiden Figuren nahm ich im Jahr 1890 mit hinüber nach Moskito.

Die Sonntagsschule in Bluefields.

Dort hatte ich zunächst eine ganz neue Station (Quamwatla) einzurichten und konnte bei den dortigen armen Indianern meinen Plan nicht zur Ausführung bringen. Doch als ich im März 1897 nach Bluefields berufen wurde und am ersten Sonntag dort die Sonntagsschule hielt, da standen obige zwei Figuren prompt auf dem Predigttisch, und ich erklärte den neugierig dreinschauenden Kindern, daß diese zwei kleinen Kerle von jetzt ab an jedem Sonntag der Schule regelmäßig beiwohnen würden. (Wir pflegten jedem die Sonntagsschule ganz regelmäßig besuchenden Kinde am Ende des Jahres eine kleine Belohnung oder Anerkennung zu geben.) Dann sagte ich den Kindern, woher die beiden Figuren stammten,



Sonntagsschulgebäude in Bluefields, Moskitoküste, Nicaragua.

das heißt mit welchem Gelde ich sie gekauft hätte. Dabei erzählte ich nun von der Sonntagsschule in Fahr und zeigte den bewußten Knopf und den Wert, den er für mich hätte. Und dann folgte die Nutzanwendung, das heißt die Ermahnung, das Gleiche zu tun, was jene Kinder regelmäßig taten, nämlich jeden Sonntag eine Kleinigkeit für die Mission zu opfern.

Und was geschah? Die Sache wurde von den Kindern begriffen und erfaßt, und schon am nächsten Sonntag hatten meine beiden Figuren eine ganz hübsche Einnahme, und — nun hört! — diese Sonntagsschul-Kollekte ist bis auf diesen Tag eine stehende Einrichtung in Bluefields geblieben! Ja, jene Figuren waren bald gar nicht mehr nötig, denn die Kinder brachten bald ganz von selbst ihr Geldstück jeden Sonntag mit. Vor mir liegt ein vergilbter Zettel, welchen ich zufällig unter meinen Schriften entdeckte. Der ist von der Hand des Bruders Morris, des langjährigen Leiters der Sonntagsschule, geschrieben und gibt die Einnahme eines Jahres in jener Sonntagsschule an, nämlich des Jahres 1898: In diesem Jahr kam ein

in der Sonntagsschule der Vorstadt
Old Bank . . . . 423.95 Sols
in der Hauptsonntagsschule am
Morgen . . . . 830.55 „
am Nachmittag . . . . . 30.80 „
1285.30 Sols.

Das sind, selbst wenn man den Sol nur 2 Mark rechnet, (er stand meist höher) 2370.60 Mark! Ist das nicht eine nette Summe? Ganz sicherlich! Und also: sie ist zurückzuführen auf die Missionsgabe jenes kleinen Mädchens in Fahr. War das nicht ein großer Segen ihrer kleinen Gabe?

Die Verwendung des Geldes.

Was wurde mit dem so in jedem Jahr vereinnahmten Gelde gemacht? Nun, zunächst wurden die Bedürfnisse der Sonntagsschule, welche bisher die allgemeine Missionskasse getragen hatte, davon bestritten. Freilich waren diese damals nur sehr gering und erst, weil wir nun selbst Mittel hatten, statteten wir die Sonntagsschule nach unserm Belieben aus. — Jedes Kind erhielt zu Neujahr ein kleines sogenanntes Textbuch, in dem neben andern Sachen wie Glaubensartikel usw. die Lektionen für das ganze Jahr aufgezeichnet standen. Die Klassenlehrer aber erhielten ein Heft, welches Anleitung zur Erklärung der Lektionen gab. Und die Hauptlehrer erhielten einen Pelonbet, ein äußerst wertvolles Buch für Sonntagsschulen, welches Mark 4.— kostete. Daneben konnten auch noch die großen farbigen Bilder für jede Lektion bezahlt werden. Das alles kostete viel Geld. Aber doch blieb in jedem Jahr ein ganz ansehnlicher Betrag, der dann für Zwecke der Mission verwendet wurde. So entsinne ich mich, daß wir beisteuerten zum Bau der Kirche in Springfield in Jamaika und ebenso eine Gabe an das Aussätzigen-Asyl der Brüdergemeine „Jesus Hilfe“ in Jerualem sandten. Ebenso wurde allmählich eine sehr schöne Leihbibliothek für die Kinder und auch für die Erwachsenen in Bluefields angeschafft.—Natürlich hat die Sonntagsschule auch das Ihrige getan, als man in Bluefields zum Bau der neuen Kirche schritt; da hat die Sonntagsschule eine recht hübsche Summe beigetragen. Und jetzt besitzt die Sonntagsschule selbst ein eigenes schönes Gebäude, das wir auf unserem Bilde sehen.

Und heut?

In diesem Jahre besuchte Bruder Jung, der in Bluefields als Vorsteher der Mission und Missionskaufmann tätig ist, Deutschland. Und was erzählte er? Er konnte berichten, daß die Sonntagsschulen in Bluefields noch heut ganz regelmäßig des Sonntags ihre Gaben für die Mission opferten, ja daß der Ertrag dieser Kollekte allsonntäglich 40—50 Mark beträgt. Was ist das doch Schönes und Großes! Es sind ja allerdings auch gegen 500 Personen, die die Sonntagsschulen besuchen, und unter diesen befinden sich, wie das in englischen und amerikanischen Landen Sitte ist, auch Erwachsene. Aber es opfert ja auch nicht jedes Kind und jeder Erwachsene. Nicht wahr? Nein, wenn diese Sonntagsschüler nicht geben wollten, würden sie nichts geben. Daß sie es aber tun, das ist das Schöne. Und diese ihre Opferwilligkeit ist der Segen der Gebefreudigkeit jenes kleinen Mädchens in Fahr.

Wollen nicht noch mehr Kinder, in und außerhalb unserer Sonntagsschulen, in die Fußstapfen des Mädchens von Fahr treten? Wie würde sich unser Gott und Heiland darüber freuen! Und unsere Missionen dort draußen! Ueberlegt es Euch einmal. Jedenfalls vergeßt nicht die Geschichte des Mädchens von Fahr.

Wie Bruder Bachmann den Nieskyer Kindern am Missionsfest dankte.

Was alles Schönes bringt doch der Sommer! Spaziergänge durch Wald und Feld, die Ferien und — Missionsfeste!

Wir stehen wieder in der Zeit der Missionsfeste.

In Niesky feierten wir ein solches, und es war dies Jahr wieder ein schönes Fest. Hatte es am Morgen kräftig geregnet, so daß noch in der Predigt bekannt gegeben werden mußte, daß die Nachfeier in der Kirche stattfinden würde, so klärte sich der Himmel über Mittag derart auf und die Luft, ja auch der Erdboden erwärmte sich, was in der Nieskyer Heide ja schneller geht als anderwärts — kurz, um 2 Uhr konnte das Glockengeläut anzeigen, daß man sich um ½3 Uhr im Freien, und zwar wie üblich auf dem schönen Wiesenplan vor dem Pädagogium, versammeln würde, um dort die Nachfeier zu halten.

Und dort sprach nun ein Ostafrikaner und ein Surinamer und dann gar ein farbiger Missionar, unser Surinamer Prediger Blijd (gesprochen Bleid), und dann, und dann? — kam wieder ein Ostafrikaner zu Wort. Aber wie? Nicht mit seinem Munde, sondern mit einem schönen langen Brief, den er an die Kinder, „die kleinen Sammler“ in Niesky, zum Missionsfest geschrieben hatte. Warum?

Diese hatten ihm bei seinem Besuch in Niesky im vorigen Jahre ihr gesammeltes Geld gegeben, damit er es nach seiner Heimkehr auf das Arbeitsfeld, auf seiner Station Mbozi im Nyaßalande zu Nutz und Frommen der Kinder verwende. Schenken will er nun aber das Geld den Kindern nicht. Das wäre unklug. Da würden die Kinder bald denken: „Ach, das ist fein, wir brauchen jetzt nicht mehr zu arbeiten, sondern wir bekommen nun, was wir haben wollen, Schulgeld und Bücher und Blei- und Schieferstifte, alles umsonst.“ Da würden sie bald faul werden. Und das wäre ja entsetzlich, das waren sie ja als Heiden. Jetzt sollen sie ja gerade die Arbeit schätzen lernen.

Bruder Bachmann — so heißt der Missionar, von dem wir reden — will den Kindern in Mbozi das Geld auf andere Weise zukommen lassen. Er läßt sie eine kleine Plantage anlegen und bezahlt dann ihre Arbeit mit dem Nieskyer Geld. Da haben sie einen schönen Nutzen von diesem Geschenk. Und Arbeit haben sie gern, wenn sie dadurch dann sich ihr Schulgeld und ihre Schulbücher verdienen können, denn sie sind sehr lernwillig und wißbegierig.

Für dies Geld dankt Bruder Bachmann in jenem Brief. Und zugleich erzählt er etwas von seiner Reise. Wollt Ihr davon einiges hören?



Kirche in Niesky.

Am 16. Mai ist der Brief geschrieben in dem Hafenplatz Mombassa im britischen Ostafrika. Da gibt es viele Haifische. Und denkt Euch, da erlebte es Bruder Bachmann auf seiner früheren Reise, daß ein Mann über Bord fiel und — von den bösen Fischen verzehrt wurde! — Auch viele fliegende Fische gibt es dort im indischen Ozean. Tagelang sah man ganze Scharen solcher Fische. Sie kommen aus dem Wasser geflogen und fliegen wie ein Vogel eine Strecke bis zu 20 Meter weit. Dann verschwinden sie wieder im Wasser. Man sah auch große, zwei Meter lange Fische. Auch diese schnellten aus dem Wasser in die Höhe. Manchmal 10 auf einmal. Das war allen Reisenden lustig. — Im mittelländischen Meere kamen Schwalben auf das Schiff. Die waren auf der Reise nach Deutschland müde geworden und ruhten sich da eine Nacht lang aus. Dann flogen sie am Tage weiter. — Auch viele Möven zogen dem Schiffe nach. Die fraßen das Brot, die Semmeln und das Fleisch auf, was ins Wasser geworfen wurde. Auf dem Schiff wird nämlich alles ins Wasser geworfen, was übrig bleibt. So dient es den Vögeln und Fischen zur Nahrung.

„Mombassa ist ein wichtiger Hafen. Sie laden jetzt schon 21 Stunden lang Waren aus, bei Tag und Nacht mit entsetzlichem Gepolter und Gerassel und Geschrei, daß man garnicht schlafen kann. Kisten und Kasten mit Lebensmitteln sahen wir, auch Polstersessel, Matratzen, Fabrikanlagen, Zaundraht, Wagenräder, Grabgitter. Das wurde ausgeladen und dann größtenteils mit der großen Eisenbahn ins Innere, vielleicht bis nach Uganda geschafft. Diese Bahn führt in 2—3 Tagen zum Nyanßa-See, einen Weg, den man früher in 2—3 Monaten zurücklegte. Früher mußten alle diese Sachen, die die Europäer hier brauchten, von den Eingeborenen getragen werden. Das ist eine englische Bahn."

Auch wir Deutschen haben unsere große Bahn, die von Daressalam nach Tabora fährt und bald bis zum Tanganikasee fertiggestellt sein wird.

Da aber im Süden Deutsch-Ost-Afrikas noch keine Bahn gebaut ist, muß Br. Bachmann noch von Chinde aus auf dem Flußdampfer den Sambesi hinauffahren, den Weg, den auch Livingstone nahm. Wo der Shire in den Sambesi mündet, da fährt Br. Bachmann dann auf dem Shire weiter bis Chiromo. Dort gibt es eine englische Eisenbahn, die Br. Bachmann bis Zomba, dem Wohnsitz des englischen Gouverneurs benützt. Von da fährt er im zweirädrigen Wagen bis nach Fort Johnstone, dem südlichsten Hafen des Nyaßasees. Dazu braucht man 3 Tage. Dann gehts mit dem Nyaßadampfer bis nach Mwaja, der Zollstation, wo unser Missionar Br. H. Bauer wohnt. Und von da muß Br. Bachmann noch 7 Tage marschieren, bis er schließlich auf seiner Station Mbozi im Nikalande ankommt.

Das Marschieren wäre Euch Buben und Mädchen sehr lustig. Ihr könntet Euch in die Hängematte legen und würdet von den Eingebornen getragen. Ihr könntet auch Pfadfinder spielen mitten in Afrika. Und das Lustigste wäre das Lagerleben: das Zeltaufschlagen und das Kochen von Hühnerfleisch und Reis! Morgen wieder Reis und Hühnerfleisch! Und die Eingeborenen singen und schwatzen hören, lachen und über schwere Lasten klagen, auch wenn sie ganz leicht sind. Da sagen sie: „Ich sterbe, mein Lieber, du tötest mich. Diese Last ist so groß wie ein Ochse." Da muß man mit klagen und sagen: „Ja, ja, du stirbst. Aber weil du so stark bist wie ein Ochse, darum gab ich dir diese schwere Last." Da wird er tanzend weiter springen und seinen Freunden sagen, daß ihn der Europäer mit einem starken Ochsen verglichen habe.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1913. 14. Jahrgang.

Wie wächst der Tee?

Von Br. R. Schnabel in Poo im Himalaja.

Wiewohl der Deutsche noch nicht zu den größten Teetrinkern gehört, während der Holländer und vollends der Engländer eine viel größere Vorliebe für dieses Getränk haben, so glaube ich doch, daß auch in der deutschen Heimat dem Tee nicht viel weniger zugesprochen wird, als dem Kaffee. Wenn der Tee bisher bei uns nicht so beliebt war, so lag das vielleicht an der minderwertigen Sorte, die wir zu kaufen pflegten. Guter Tee ist eben teuer!

Wer guten, echten Tee trinken, kaufen, zubereiten, wachsen sehen will, muß die Länder bereisen, wo er vom Busche gepflückt wird. Wo liegt das Vaterland des Tees? Gewöhnlich weist man da hin auf China, Hinterindien (Assam) und auf den Süden Vorderindiens, sowie Ceylon. Aber selbst im hohen Norden von Indien, in Teilen wie Kangra, Kulu, ja auf den Höhen des Himalajas trifft man noch Teeplantagen an. Laßt uns nun eine solche besuchen!

Würde es uns nicht gesagt, daß es eine Teeplantage ist, wer weiß, ob wir von selbst dazu gekommen wären, es zu erkennen. Eine große Fläche sehen wir vor uns, bisweilen am sanften Abhange eines Berges gelegen, mit grünen Büschen bestanden, die, wenn ausgewachsen, etwa die Brusthöhe eines Mannes erreichen. Bestimmte Teile der Plantage zeigen uns kleinere Sträucher oder gar erst Pflanzen, und wieder andere enthalten in voller Blüte stehende Teebüschel. Denn der Teestrauch blüht und trägt Früchte, nämlich den Teesamen. Diesen müssen wir uns näher ansehen, um zu erfahren: wie eigentlich der Tee wächst. In grüner Kapsel liegen die Samenkörner eingeschlossen, haben so ziemlich die Größe einer Haselnuß und sehen braun aus. Sie werden zum Anpflanzen neuer Teegärten benutzt; und sind sie reichlich vorhanden, dann sucht man auch durch Pressen ein gutes Brennöl aus ihnen zu gewinnen. Das Land, auf welchem die kleinen und später größeren Büsche, in einigen Zwischenräumen von einander, gewachsen sind, muß jährlich einmal umgehackt werden, und zwar nicht bloß obenhin, sondern gründlich und tief. Damit aber auch die Teesträucher nicht in die Höhe, sondern mehr in die Breite wachsen, werden ihre Kronen, also die obersten Spitzen derselben, die nach oben schießenden Zweige, jedes Jahr weggebrochen. Je breiter, desto besser — weil dann im Frühjahr umso mehr feine Blättchen wachsen können. Diese frischen, zarten Blätter sind nun unser Tee.

Von geschickten Händen werden diese Blätter vorsichtig gepflückt. Gewöhnlich entfalten sich drei kleine Blätter an der Zweigspitze, von denen das erste wie silberbehaart, fein, zierlich und kaum entwickelt ist, während das zweite und dritte ganz entfaltet ist. Allein hinter dem letzteren keimt am Aste bereits ein neues Auge, aus welchem sich ein frisches Zweiglein

entwickeln will. Das muß beim Abpflücken des dritten Blättchens geschont werden. Außerdem sind die drei Blättchen besonders zu sammeln, indem die ersten zierlichsten Blättchen den allerfeinsten Tee geben, Nummer 2 und 3 schon geringeren. Der so gesammelte Tee ist aber noch nicht in dem Zustand, wie er verschickt oder daheim gekauft wird. Dazu muß noch einiges mit den Blättern geschehen.

Zunächst werden sie in mächtige Schuppen gebracht und gewogen, um den Ernteertrag festzustellen. Dann breitet man die Blätter dünn auf Matten aus, damit sie welken, wozu ein oder zwei Tage genügen. Jetzt geht es an das Rollen der bisher noch grün aussehenden Blätter. Kein Blättchen soll ungerollt bleiben; und nachdem alle gerollt, gedreht und rund sind, legt man sie zusammengepreßt auf den Boden. Ueber diesen Teehaufen breitet man ein feuchtes Tuch, als ob der Tee eine Kaltwasserkur durchmachen sollte. Durch die von dem nassen Umschlag entwickelte Hitze tritt eine Art Gährung ein, welche die Blätter der grünen Farbe beraubt und ihnen ein kaffeebraunes Aussehen verleiht. Ist so der Tee gleichsam gekocht, kommt er endlich zum Dörren. Jetzt ist auch die kaffeebraune Farbe verschwunden; sie hat sich in eine schwärzliche verwandelt. Und fertig ist der Tee. — Denn, was nun noch mit ihm erfolgt, hat wenig zu sagen und macht ihn nicht anders. Damit nämlich die letzte Feuchtigkeit schwinde, kommt er in Haufen nochmals über glühende Kohlen und, wieder ausgebreitet, werden die etwaigen gelb oder rötlich gebliebenen Blättchen mit den Händen entfernt.

In Kisten verpackt, kann er nun an die verschiedenen Teehändler und Abnehmer versandt werden. Wenns nicht schon an Ort und Stelle geschah, lassen die Händler den Tee zu allerletzt ausstäuben und sortieren. Dieser Teestaub, mit Abfällen vermischt, gibt noch immer eine nicht zu verachtende Sorte, welche auch bei unsern Tibetern beliebt ist und jährlich (von Kulu nach Lahoul und Ladak) in Hunderten von Menschen- und Tierladungen — eingeführt wird.

Seht, so wächst der Tee! Genießt Ihr nun ein Täßchen guten Tees, so wird das wohl kaum noch ganz ohne Interesse und Verständnis geschehen. Beliebter jedoch als Euer und der indische Tee, ist dem Tibeter sein **Buttertee**! Das ist nämlich chinesischer Ziegeltee mit Butter. In Ziegelform nämlich, resp. in etwa 10 Zentimeter langen und 1 Zentimeter dicken, fest zusammengepreßten Scheiben kommen die Teeblätter zu uns. Ein Stück von solcher Teetafel wird alsdann in Wasser gekocht (nicht nur aufgebrüht); hiernach gießt man einen Teil davon in ein langröhrenförmiges Holzgefäß, tut etwas Butter, Salz, Soda, und wenn möglich, Milch dazu, und rührt diese Mischung unter ähnlichen Bewegungen, wie daheim beim Buttern durcheinander. Schließlich gießt man das Ganze in den Teetopf zurück und läßt alles nochmals gut durchkochen, Damit ist der Buttertee, ein Hochgenuß für den Tibeter, fertig, und es bleibt nur noch die Frage, ob dieser Tee Euch schmecken und gut bekommen würde.

Erinnerungen von einer Seereise nach Südafrika.

Von E. Poiet in Mamre.

Die vermeintliche Löwenjagd.

Ich erinnere mich eines Erlebnisses auf einer Reise nach Afrika: Nicht weit von dem Aequator entfernt, wurde durch einen der Schiffsoffiziere bekannt gemacht, daß an dem und dem Tage eine Löwenjagd veranstaltet werden sollte. Auf dem Schiff war eine Dampfbarkasse (ein kleines Boot mit einem Motor und einer Schraube ausgerüstet), und diese sollte heruntergelassen werden und die Teilnehmer ans Land bringen. Da dieselbe nur klein war, so konnte auch nur eine kleine Anzahl an der Jagdpartie teilnehmen, und wer teilnehmen wollte, sollte sich beizeiten melden. Auch wurde man darauf aufmerksam gemacht, daß jeder für ein Gewehr selbst Sorge zu tragen habe, doch habe der Kapitän einige, die er gern an solche verborgen würde, welche gern teilnehmen wollten, aber kein Gewehr hätten. Schon vor dem für die Löwenjagd festgesetzten Tage hatten sich so viele gemeldet, daß niemand mehr angenommen werden konnte. Es waren sehr viel Portugiesen auf dem Schiff, und von ihnen hatten sich die meisten als Teilnehmer gemeldet. Am festgesetzten Tage des Vormittags wurde die Dampfbarkasse instand gesetzt. Von denen, die sich zur Jagdpartie gemeldet hatten, waren einige etwas mißtrauisch geworden, da sie am Morgen, mit dem Glas bewaffnet, Umschau nach Land gehalten hatten, aber nirgends etwas davon entdecken konnten. Die Teilnehmer bekamen noch einmal die Aufforderung, sich doch ja zur festgesetzten Zeit bereitzuhalten, da man nachher nicht auf sie warten könne. Der Bootsmann, der schon in der Barkasse war, war sehr geschäftig mit dem Auf- und Zudrehen von Hähnen und dem Hin- und Herschieben von Hebeln. Auch ließ er zur Probe die Schraube sich drehen. Hu, wie sie doch surrte! Einige von denen, die etwas gezweifelt hatten, wurden wieder sicher, da man doch sicher nicht den Motor und Schraube unnötig in Gang setzen würde. Da kam schon der erste Offizier in seinem Oelanzug und das Gewehr in der Hand. Einige der Herren hatten nicht einmal daran gedacht, sich für die lange Fahrt einen Mantel mitzunehmen und wollten ihn schnell noch holen. Der Offizier aber riet ihnen, doch lieber darauf zu verzichten, da sie, wenn sie erst noch in ihre Kabine gehen wollten, nachher sicher zu spät kämen. Einige von denen, die sich als Teilnehmer gemeldet, fehlten noch, (sie hatten es vorgezogen, lieber wegzubleiben, da sie der ganzen Sache doch

nicht recht trauten), aber man konnte nicht länger auf sie warten. Der Offizier kommandierte zum Einsteigen, und er kletterte als erster in die Barkasse. Alle anderen folgten. Auf den Gesichtern der zurückgebliebenen Passagiere sah man ein Lächeln, und viele mußten sich umdrehen, um sich nicht an die im Boot Sitzenden zu verraten. Wer nur ein wenig aufgepaßt, mußte bemerken, daß nicht alles in Ordnung war. Wenn das Boot ins Wasser hätte hinabgelassen werden sollen, so hätte es doch schon lange losgebunden werden müssen. Das Boot aber war noch eben so fest auf seinen beiden Böcken befestigt als zuvor. Ferner, eine solche Strecke mit dem Boot zu durchfahren, kostet doch Brennstoff. Im Boot aber war nichts davon zu sehen. Auch so vieles andere,



Die Christengemeine in Leh im Himalaya beim Tee.

was bei einer Fahrt auf dem Meer unmöglich hätte fehlen dürfen, war aus dem Boot entfernt, nur um mehr Raum für eine recht große Anzahl von Passagieren zu schaffen. Und endlich die Hauptsache, das Land, fehlte. Nirgends, selbst nicht mit dem schärfsten Glas, konnte man es entdecken. Die Teilnehmer waren eben so eifrig, auf die Löwenjagd zu gehen, daß sie solche Kleinigkeiten ganz übersahen. Als alle eingestiegen waren, gab der Offizier dem Bootsmann einen kleinen Wink und mit einemmal bekamen sie alle einen gehörigen Strahl Wasser. Der Bootsmann hatte sich schon vorher den Wasserschlauch zurechtgelegt und bespritzte nun tüchtig die ganze Jagdgesellschaft. Der Offizier war natürlich auch naß, aber dem machte es durchaus nichts, er hatte ja seinen Oelanzug an. Aber alle anderen wurden naß, wie die Mäuse. Wie schnell sie doch aus dem Boot wieder herauskamen und wie sie doch alle ausgelacht wurden!

Spiele beim Aequatorfest.

Da am Nachmittag das ganze Verdeck für die Sportspiele nötig war, so wurde das Bassin (s. S. 20) schnell entleert und wieder auseinandergenommen. Leider waren die Leute mit dem Entleeren des Bassins zu eilig. Ehe sie es sich versahen, hatte die Schwere des Wassers ihnen das etwas gelockerte Segeltuch aus der Hand gerissen, und in einem starken Strom ergoß sich das Wasser über einen Teil des Verdecks. Leider hatte diesmal die andere Seite der Kabinenbesitzer darunter zu leiden. Diesmal war ich gerade nicht zugegen, als das Wasser auslief, sonst wäre ich schnell wieder in die Kabine gelaufen, um das Fenster zu schließen. Erst etwas später hörte ich durch den Steward, daß unsere Kabine voll Wasser gewesen und daß unsere Schuhe lustig umhergeschwommen seien. Zum Glück waren alle unsere Koffer dicht, so daß das Wasser nicht eingedrungen war. Nachdem das Verdeck in Ordnung gebracht war, wurde mit den Spielen begonnen. Zuerst war Tauziehen für die Herren, dann mußten die Damen eine Nadel einfädeln. Dabei hatten sie das Verdeck einmal zu umlaufen und wer es in der kürzesten Zeit ausgeführt, hatte gewonnen. Dann kam das Sacklaufen, jedenfalls das, auch besonders für die Kinder, lustigste Spiel. Ein wohlbeleibter Herr stieg auch in einen Sack, den er, wie alle anderen selbst festhalten mußte. Er gab sich sehr viel Mühe, aber er konnte mit dem besten Willen nicht in einem Sack laufen. Alle anderen waren schon längst am Ziel, da war er erst in der Mitte. Die Damen mußten dann mit einem rohen Ei auf einem Löffel das Verdeck umlaufen, und wer das Ei unversehrt und in der kürzesten Zeit zurückbrachte, hatte gewonnen. Dann kam noch etwas für die Herren, was auch sehr lustig war: das Schlagen mit Kissen. Je zwei Herren mußten sich auf einem runden Balken, der so hoch befestigt war, daß sie mit den Füßen den Boden nicht berühren konnten, gegenübersetzen. Sie bekamen jeder ein Strohkissen in die Hand, um sich gegenseitig soviel wie möglich zu schlagen. Mit den Händen festzuhalten, war nicht erlaubt. Besonders den älteren Herren machte es viel Mühe, sich schon vor dem Kampf auf dem runden, glatten Balken festzuhalten, sowie sie aber auf einander losschlugen, purzelten sie bald hinunter.

Tiere und Tierhändler.

Auf dieser Reise sahen wir besonders viel Schweinfische. Sie kommen immer in großen Scharen, und man sieht sie in einem großen Bogen aus dem Wasser

heraus und wieder hineinspringen. Man hatte ihnen auf dem Schiff den Namen „die Kavallerie“ gegeben; und sehr oft hörte man den Ruf durchs ganze Schiff: „Die Kavallerie kommt!“ und Alt und Jung eilte nach oben, um die springenden Fische zu sehen. Ein Herr, der nach Deutsch-Süd-West reiste, hatte sich eine Anzahl Tauben mitgenommen. Sie waren in Kisten untergebracht, die durch einen Riegel geschlossen wurden. Irgend jemand, sicher eins der Kinder, hatte die Riegel zurückgeschoben und die Deckel aufgemacht. Als der Herr nach dem Mittagessen zu ihnen ging, um sie zu füttern, waren sie alle ausgeflogen und saßen überall herum. Durch die lange Gefangenschaft in der Kiste waren sie aber alle so steif, daß sie nur eine sehr kurze Strecke fliegen konnten; und es war möglich, alle wieder einzufangen. Ein anderer Herr war ein Vogelhändler. Jedes Jahr fährt er zweimal von Deutschland nach Afrika und nimmt jedesmal eine große Anzahl von Kanarienvögeln mit. Diesmal hatte er ausnahmsweise nur wenig: 800, mitgenommen. Er durchzieht mit ihnen das Land bis nach Rhodesia hinauf, um sie zu verkaufen. Gleichzeitig sieht er, wenn nur irgend möglich, wilde Tiere aufzukaufen: Gnus, Giraffen, Zebras usw. Mit diesen Tieren fährt er dann zurück nach Deutschland, um sie an den großen Tierhändler Hagenbeck abzuliefern.

Von Kapstadt nach Elim.

Ein paar Tage vor Kapstadt hatten wir es auf dem Schiff sehr kühl gehabt, so daß wir uns sogar mit unseren Reisedecken zudecken mußten. Als wir in Kapstadt ankamen, war es sehr warm. Wir blieben einige Tage dort und fuhren dann zuerst mit der Bahn nach Caledon, dem Endpunkt der Bahnlinie. Hier in Afrika fährt man mit der Bahn noch sehr langsam, und es kommt noch oft vor, daß ein Bauer, der gerade denselben Weg zu reiten hat, eher an Ort und Stelle ist, als der Zug. Aber, doch ist es bedeutend angenehmer, mit der Bahn zu fahren, als mit der „Karre“, einem zweirädrigen Pferdewagen, besonders noch im Sommer bei durchschnittlich 30 bis 35 ° C im Schatten (= 28 ° R). Von Caledon hatten wir noch einen ganzen Tag mit der Karre zu fahren, bis wir nach Elim kamen. Gleich die erste Reise in Afrika zeigte uns wieder, daß man hier sich in der Geduld üben muß. Früh um 6 Uhr fuhren wir ab und hätten sehr gut um 5 Uhr nachmittags in Elim sein können. Aber statt um 5 Uhr kamen wir erst um 3/4 9 hier an. Mit vier Pferden vor unserer Karre fuhren wir in Caledon ab und mit nur zwei zogen wir in Elim ein. Die ersten paar Stunden ging es ganz gut, dann aber wurde eins der Pferde krank. Es blieb weiter nichts übrig, als es auszuspannen. Wir fuhren noch bis zum nächsten Bauernplatz und ließen es dort stehen. Das Geschirr wurde auf die Karre gepackt und dreispännig fuhren wir weiter. Ein paar Stunden weiter zeigte es sich, daß auch noch ein anderes der drei Pferde krank geworden war. Diesmal mußten wir mit dem kranken Pferde länger weiterfahren, da der nächste Bauernplatz noch ein gutes Stück entfernt war. Sehr langsam ging es weiter, bis wir endlich wieder ausspannen konnten. Jetzt hatten wir nur noch zwei Pferde und noch drei Stunden zu fahren. Aber wir kamen doch an, und das ist die Hauptsache.



Unsere Missionsstation Moravian Hill in Kapstadt, Südafrika.

Wir waren dem Herrn dankbar, daß Er uns glücklich bis hierher gebracht hat, und dies umsomehr, da gerade um diese Zeit sehr viele Schiffsunfälle gemeldet wurden.

Rätsel.

Nimmt man den Fuß weg einem deutschen Land,
Wirds eine Hafenstadt, die gut bekannt.
Nimmt man den Fuß dann auch noch fort,
Bleibt übrig nur ein Abschiedswort.

(„Reichsbote“.)

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1913. 14. Jahrgang.

Ein Leopardenfang in Neu-Ileya im Nyaßagebiet, Deutsch-Ostafrika.

Von Schw. M. Kruppa, Neu-Ileya.

Einer unsrer Brüder äußerte einmal, unsere Station Alt-Ileya im Nyaßagebiet habe Aehnlichkeit mit einer Menagerie, nur mit dem Unterschied, daß die Menschen im Käfig steckten, während die wilden Tiere frei herum liefen. Ganz ähnlich, aber doch nicht gar so schlimm, ist es auch hier in Neu-Ileya, (wohin unsere Station Alt-Ileya verlegt worden ist) wenigstens in dunkeln Nächten. Deshalb ist es nicht ratsam, nach Sonnenuntergang ohne Waffe hinauszugehen, denn man ist nie davor sicher, plötzlich auf eine Schlange zu treten oder von einem Leoparden angefallen zu werden. Sogar zwei Löwen haben sich in der letzten Regenzeit hier oben auf der Station gezeigt und machten einen Spaziergang zwischen Schule und Kirche, bis sie den Weg zur Müllgrube fanden, wo sie sich allem Anschein nach etwas Gutes suchen wollten. Gefunden aber haben sie nichts. Aus alten Knochen macht sich der Löwe nichts; das ist nur eine Delikatesse für die Hyänen. Der Löwe aber, der will frisches Fleisch haben. Darum überließen unsre Löwen auch bald die Müllgrube den hungrigen Hyänen und gingen weiter nach unserm Viehkraal.

Doch auch dort konnten sie nicht finden, was sie so gerne wollten, ein schönes Stück Fleisch, eine fette Kuh, denn unser Viehkraal ist fest gebaut, sehr hoch und außerdem mit dicken Knütteln fest verschlossen und verrammelt.

Weil die Löwen nun merkten, daß bei uns für sie nichts zu holen war, machten sie sich auf und davon und werden sehr wahrscheinlich ihren Hunger an einer Antilope oder einem schönen Zebra gestillt haben.

Erst vor kurzer Zeit hatten wir einen andern, ebenso unliebsamen Besuch auf der Station. Der Besucher, ein Leopard, holte uns in einer Nacht vier schöne Hennen aus dem gleich hinter der Waschküche gelegenen Holzstall. Die Hennen hatten dort ihre Eier gelegt und schliefen darum auch da und nicht im festverschlossenen, sichern Hühnerstall. Wie traurig waren wir und ärgerlich, als wir am Morgen den Raub bemerkten und die blutigen Spuren des frechen Räubers fanden!

Der soll es büßen! Das war unser erster Gedanke. Und schnell überlegten wir, wie wir ihn am sichersten fangen könnten. Daß der Leopard wiederkommen würde, das wußten wir bestimmt, denn wo er einmal solch guten Braten aufgespürt hat, da hofft er auch zum zweitenmal einen gedeckten Tisch zu finden.

Doch diesmal deckten *wir* den Tisch und haben ihm dabei die Suppe ordentlich versalzen. Wir stellten ihm nämlich eine Gewehrfalle.

Zwei gabelförmige Hölzer wurden zu diesem Zweck im Holzstall dicht neben der Türe in den Boden gerammt und über diese ein Gewehr gelegt,



Ein Leopard.

dessen Mündung auf die offene Türe gerichtet war. Dann wurde am Abend, kurz vor Sonnenuntergang, dicht über die Gewehrmündung ein armes Hühnchen aufgebunden, welches als Lockspeise dienen mußte. Drauf wurde das Gewehr geladen, der Drücker mit einem feinen, aber festen Schnürchen an die hintere Holzgabel gebunden und zuletzt der Hahn gespannt. Biß nun der Leopard in das Hühnchen und wollte es losreißen, dann ging der Schuß los und fuhr dem Unhold direkt in den Rachen. Voller Erwartung sahen wir der Nacht entgegen und freuten uns diesmal auf den Besuch des sonstgefürchteten Tieres. Grade wollten wir uns zum Abendessen hinsetzen, da hörte ich einen ängstlichen, jämmerlichen Schrei (offenbar von dem armen Huhn) — und gleich darauf tönte auch schon ein dumpfer Schuß! Da stürmten wir alle schnell hinaus, mein Mann eilte nach den Gewehren und unsre Burschen nach den Speeren. Ich aber holte, da es inzwischen dunkel geworden war, schnell eine Lampe herbei; so bewaffnet zogen wir zusammen zum Holzstall. — Eben sah ich ganz undeutlich irgend etwas Helles vor der Tür des Holzhäuschens liegen und sagte: „Da liegt das Biest!“ Da pustete der Wind meine Lampe aus, und — wir standen im Düstern! — Was nun tun? Die Lampe konnten wir nicht anzünden, denn die hätte der Wind ja doch gleich wieder ausgelöscht. Da war es besser, wir pflückten ein Grasbündel und zündeten dies an; das leuchtete noch heller. Während unser Bursche diese Leuchte zurecht machte, hatten sich auch schon unsere Dorfleute eingefunden, welche den Schuß gehört hatten und nun bis an die Zähne bewaffnet mit Speeren, Gewehren und Knütteln uns zu Hilfe eilen wollten.

Behutsam gingen wir näher ans Häuschen heran, mein Mann mit dem gespannten Gewehr voran, denn wir konnten es ja noch nicht wissen, ob der Leopard wirklich tot oder ob er nur verwundet war. Ein verwundeter Leopard aber ist doppelt gefährlich, ist ein furchtbares Tier!

Da — ein Freudenschrei! „i kwije, i kwije“ „er ist tot, er ist tot!“ Und schon packten die Leute den Leoparden an den Beinen, am Kopf und am Schwanz und schleppten ihn im Triumph mit Tanz und Gesang auf unsere Veranda.

Unterdessen waren auch unsre Frauen erschienen, die Leute aus dem benachbarten Heidendorf und unsre Arbeiter. Die alle tanzten nun um das tote Tier herum. Die Frauen trillerten in den schrillsten Tönen, die Männer schlugen an ihre Gewehre, rasselten mit den Speeren und besangen den besiegten Feind. Bei diesem Freudentanz traf mancher Faustschlag und Fußtritt den armen Leoparden.

Etwa eine halbe Stunde durften so die Leute ihre Freude austoben, dann schickten wir sie nach Hause, denn wir hatten Hunger und wollten endlich unser längst kalt gewordenes Abendbrot verzehren.

Am nächsten Morgen wurde dem Leoparden das schöne Fell abgezogen, und unsre Vasafwas ließen sich das Fleisch der Bestie herrlich schmecken.

Hättet Ihr da auch mitessen wollen? — Ich nicht.

Wie man in Afrika reist.

Geschw. Herb. Bauer auf dem Weg von Mwaja nach Kyimbila.

Auf der Strecke von Chinde bis Mwaja hatte ich wirklich Gelegenheit genug, mich an mancherlei Beförderungsmittel zu gewöhnen — Flußboot und Hausboot, Blitzzug und Hängematte und schließlich wieder Dampfboot. Und damit ist mancherlei verknüpft, Angenehmes und Unangenehmes, vor allen Dingen aber geduldig „warten müssen“. Und das bedeutet für einen fahrplanmäßig reisenden Europäer oft keine kleine Geduldsprobe. Nun, endlich kommt man ja doch ans Ziel, dann ist alles Unangenehme vergessen, Sonnenbrand und Durst, Langeweile und

schlaflose Nächte. Man ist schon ein gut Stück „Afrikaner" geworden, wenn man in Mwaja das Nyaßaland betritt und weiß, daß alles am besten nach dem schönen Spruch geht; „Komme ich heut nicht, komme ich morgen, übermorgen ganz gewiß." In Mwaja kam ich nun schließlich auch noch auf den Esel und trat damit wieder in eine neue Periode des Wartenmüssens ein. — Denn ein afrikanischer Esel hat alle Mucken seines europäischen Vetters (mindestens in gleichem Maße) an und in sich.

Also, wir waren zur Abreise fertig, meine Frau und ich. Sie lag in der Hängematte, und ich lag — nein, noch saß ich auf dem Esel! Wir wollten nach Kyimbila. Die Reise sollte in zwei Tagen vor sich gehen. Wenn man nun so eine Reise auf eine andere Station macht, dann muß man — das gibt es auch erst zu lernen — schlechterdings alles mitnehmen: Bettstelle und Bettzeug, eine ganze Küchenausrüstung, Proviant, kurz, was nur zum Leben notwendig ist. Man bilde sich ja nicht etwa ein, man komme in ein gut eingerichtetes Besuchszimmer: vier nackte Wände, vielleicht ein Tisch, das ist aber auch alles, was dich erwartet. Hast du kein Waschbecken, kein Handtuch, keine Seife, o weh! Hast du vielleicht nur eine Bettstelle statt zwei, oh weh! Das kann schlimm werden! So hab ich's wenigstens erlebt. Hab's aber auch schon besser getroffen. — Das alles hatten wir nun glücklich unter unsere Träger verteilt. Und nun konnte es losgehen. Es war doch ein merkwürdiges Gefühl, so das erste Mal ganz allein mit den schwarzen Leuten, und dabei kein Wort reden können. Ich hatte nur ein paar Brocken aus dem Suaheli gerettet, meine Frau ein paar vom Kinyakyusa. Da haben wir uns wieder herumschlagen müssen. — Nun, anfangs ging's ganz gut. Wir kamen richtig bis zu unserm Bestimmungsort, dem Rasthaus am Mbaka. Der Weg war eben und freundlich, mein Esel ging sehr langsam, so daß meine Frau immer eine halbe Stunde voraus war, worüber ich jedoch gar nicht böse war, denn ein anfänglicher Galopp meines braven Tieres hatte mich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. So ein Rasthaus ist auch nicht ein Hotel, sondern ein nackter Lehm-Steinbau, innen noch unfreundlicher wie außen. Lehmboden, vergitterte Fenster oder doch „vergittert sein sollende", ein wackliger Tisch. Sitzen muß man auf den mitgebrachten Kisten und als Gesellschaft hat man Spinnen, Fledermäuse, Eidechsen und oft sogar die gefürchtete ornithodorus monbeta, den Ueberträger des Rückfallfiebers. Nun gut — wir richteten uns, so gut es ging, häuslich ein. Während wir die Kisten und Kasten auskramten und unser Koch- und Wassergeschirr zu Tage förderten, wurden unsere Reisebettstellen aufgeschlagen und die Moskitonetze ausgespannt. Inzwischen hatte einer der Schwarzen, der unter dem stolzen Namen „Koch" mit uns zog — was bedeutet, daß er zwar absolut nicht kochen kann, wohl aber auf Grund seiner Würde vom Lastentragen befreit ist, weshalb denn auch jeder gern Koch sein will — wenigstens heißes Wasser zustande gebracht. Wir brauten unsern Tee und aßen dazu trockenes Brot und ein mitgebrachtes Huhn, das, wie alle afrikanischen Hühner, über die Maßen zäh ist. Wenn man eins versucht hat, weiß man genau, wie alle anderen schmecken und sehnt sich nicht so leicht nach demselben Genuß zurück. Draußen hatten unsere Träger ebenfalls abgekocht, der Esel war, wie ich mich überzeugt zu haben glaubte, gut untergebracht. Es wurde dunkler und dunkler; eine Laterne beleuchtete magisch und unsicher den kahlen unfreundlichen Raum, der uns während der Nacht aufnehmen sollte. Um das lodernde Feuer draußen saßen die Leute und schwatzten, drinnen raschelte allerhand Getier, der Esel ließ sich ab und zu vernehmen. Endlich wurden unsere Leute stiller und stiller, das Feuer erlosch und auch wir suchten unsere Lagerstatt auf. Geschlafen aber haben wir nicht.

Endlich war der Morgen da. Und mit dem Licht der Sonne sind alle Finsternisse der Nacht vergessen. Nach einem ebenso primitiven Frühstück wollten wir aufbrechen. Da machte uns der Führer der Schar mit vielen Worten und Bewegungen darauf aufmerksam, daß der Esel in der Nacht davon gelaufen sei. Wohin? Nun, jedenfalls als kluger Esel nach Mwaja zurück. Das bedeutete einen Aufenthalt von mehreren Stunden. Doch was verschlug's. Wir hatten ja gelernt, afrikanisch zu reisen.



Station Ileya im Nyaßagebiet.

Also sofort zwei Leute hinter dem Flüchtling hergeschickt! Und wir saßen nun indessen und warteten. Jeder Vorübergehende wurde gefragt: „Hast du keinen Esel gesehen?“ Der eine hatte keinen gesehen, und der andere hatte einen gesehen, irgendwo weit, weit. Nun, ob gesehen oder nicht gesehen, jedenfalls mußten wir auf den Esel warten. Es wurde später und später. Endlich war's Mittag — da kam der Esel, friedlich zwischen seinen zwei Begleitern einhergetrottet, und mit einem Gesicht, als sei er mit Fug und Recht ausgekniffen. Ich hielt ihm eine längere Ansprache, ließ ihn dann satteln, bestieg ihn, und hatte nach etlichem Schimpfen auf die Leute, die durchaus erst noch einen Topf mit Bohnen auslöffeln mußten, die Freude, daß sich unser Zug wieder in Bewegung setzte, in brennender Mittagsglut statt am frischen Morgen, wie wir gewollt. Sei's nun, daß der Esel von der nächtlichen Irrfahrt ermüdet, sei's daß die Sonne ihm zu heiß, sei's daß er nun erst seine Eigenschaften im glänzendsten Licht zeigen wollte: „er ging seines Weges nun Schritt für Schritt, ließ sich den Rücken mit Prügel spicken und tät nur spöttisch um sich blicken.“ So kamen wir endlich am Nachmittag zu einem zweiten Rasthaus, wo wir etwas Kaffee kochten. — Nun wollten aber der Esel und die Leute nicht mehr weiter und meinten beide, wir sollten hier wieder zur Nacht bleiben. Nein, das ging doch gegen meine Ehre! Ich wußte zwar nicht, wo Kyimbila lag und wie weit es noch entfernt war — es waren, wie ich später erfuhr, noch ca. 15 km = vier gute Stunden „afrikanisch gereist“. Aber hin wollte ich und mußte ich. Also weiter. Es war vier Uhr, als wir aufbrachen. Meine Frau kroch wieder in ihre Hängematte und fort ging's. Ich habe sie bis Kyimbila nicht wiedergesehen. Und mein Esel und ich gingen dann auch allmählich los. Fünfzehn Stunden bei diesem Weg, das will für die Anfänger schon etwas heißen. Das Terrain ist außerordentlich gebirgig. Bald geht's durch Wald, bald durchs Gras. Rechts und links sind recht wundervolle Blicke in weite Täler, auf prächtige Berghöhen, die im Glanz der Abendsonne in allen Farben schimmerten. Doch so recht habe ich den Weg, offen gestanden, nicht genossen. Mein Esel war daran schuld; der wollte nicht, und weil ich wollte, so mußte ich absteigen und ihn am Zügel ziehen, während ihn mein Eseljunge artig von hinten bearbeitete. So kamen wir wenigstens vorwärts, wenn auch mit gegenseitigen Verwünschungen im Herzen.

Es wurde Abend. Nur mit Mühe konnte ich noch die Kilometerzahlen an der Regierungsstraße (Balabala) enträtseln. Da endlich ein Wegweiser: Neu-Langenburg, kl. ? Nun es war immer noch eine erkleckliche Anzahl. Doch siehe da. Auf einmal macht mein Eselführer eine energische Linksschwenkung und geht auf einem Seitenpfad weiter, der auch gleich recht hübsch steil abwärts führte, so daß ich es vorzog, wiederum zu Fuß zu gehen. Von da ab bin ich überhaupt nicht mehr auf den Esel gekommen, bis kurz vor Kyimbila. Nun war's schon recht dunkel. Wiederholt fragte ich meinen getreuen Reisegenossen: „Du, wie weit ist's noch?“ „Ja, siehst du,“ sagte der mit stereotyper Ruhe „wenn du über diesen Hügel bist, dann kommt wieder ein Hügel und dann noch einer, und dann, dann sind wir bald in Kyimbila“. Nun, ich glaubte ihm, zog mit ihm und zog den Esel über diesen Hügel und über den nächsten und noch über einen dritten. Aber es kam dann Kyimbila. Ich fing an, rechtschaffen müde zu werden, auch der Esel wollte nicht mehr mittun. Ich strauchelte, die Beine versagten den Dienst, der Durst quälte entsetzlich. Unterwegs hatte ich nichts genossen als den Saft einiger Zitronen. Das steigerte den Durst nur noch. So stolperten wir denn selbdritt über Berg und Tal, ohne Weg und Steg, und endlich merkte ich, mein guter schwarzer Freund hatte sich regelrecht verlaufen. Da bekam ich es doch ein bischen mit der Angst zu tun. Ich dachte: „sollst du denn gleich im Anfang hier in Afrika verhungern und verdursten?“ Denn das fühlte ich, lange hätt' ich's nicht mehr ausgehalten. Und ich hatte außer meinen eigenen schweren Beinen auch noch den Esel zu ziehen, der den Sattel glücklich verloren hatte und überhaupt nicht mehr vom Fleck zu bringen war. Endlich hatte mein Führer den Weg wieder entdeckt. Sie haben gute Augen hier und können bei Nacht und Dunkelheit sehen wie die Falken so scharf. Und dann fing er an zu telegraphieren, d. h. er rief mit lauter Stimme und mit eigentümlich hohem, weit hinhallendem Ton, der die Endsilbe stark akzentuiert, den Namen eines früheren Gefährten. Und richtig, nach etlichen Minuten bangen Wartens erklang die gleiche Antwort aus weiter Ferne über das nächtliche Feld. Nach weiterem Warten kamen Stimmen aus dem Dunkel, dann tauchten Gestalten auf, eine Laterne blitzte. Sie hatten sie mir von Kyimbila aus entgegengeschickt. Nun war ich gerettet. Wir waren ganz in der Nähe der Station, nach einer Viertelstunde begrüßte uns Hundegebell und bald konnte ich den lieben Brüdern die Hand drücken, die mir entgegenkamen. Meine Frau war schon seit zwei Stunden angelangt, hatte die Geschwister davon verständigt, daß ich möglicherweise noch weit zurück sei, und die Brüder hatten sich nach längerem Warten auf den Weg gemacht, um sich nach meinem Ausbleiben zu erkundigen. Es war 10 Uhr Abends, als ich angelangt war. Ja, hätte ich gewußt, daß ich so nahe der Station war, dann hätte ich mir Angst und Aufregung sparen können. Man verzeihe mir jedoch beides, mir, dem Neuling und Wegsunwissenden. Wenn ich jetzt von der Höhe Kyimbilas nach Mwaja herunterschaue, dann kann ich mich eines Schmunzelns nicht erwehren, ich freue mich immer wieder darüber, daß mein Einmarsch in Afrika ein so „abenteuerreicher“ gewesen.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1913. 14. Jahrgang.

Bei Lomas, dem Indianerhäuptling.

Es war Sonnabend, den 10. Mai 1905, erzählt Missionsdirektor Br. Hamilton von der Brüdergemeine, als ich in der Hütte des Indianerhäuptlings Lomas in Martinez (Süd-Kalifornien) saß. Eine entsetzliche Hitze herrschte, das Thermometer zeigte etwa 33 Grad Reaumur. Mein Begleiter und Dolmetscher war unser in Martinez stationierter Missionar Staveley. Lomas saß auf einer Kiste; von Stühlen waren nur die beiden vorhanden, die wir Gäste benutzten. In einer Ecke der Hütte — auf einem Bette, das aus einigen zwischen vier Pfosten ausgespannten Fellen bestand — lag die kranke Schwiegertochter; die Frau kauerte am unteren Ende des Bettes. Der Stempel größter Armut war den Bewohnern der Hütte, wie auch sämtlichen Hausgeräten aufgeprägt. Und wie könnte es anders als dürftig dort in jener Wüste aussehen! Ohne Berieselung des Bodens wächst da gar nichts; und selbst wenn man künstlich Wasser herleitet, kann man nur ein wenig Gerste, Bohnen und Melonen bauen. Vieh gibt es so gut wie keins. Die hochgradige Hitze wird selbst von den Hühnern lästig empfunden. Will der Indianer in Martinez Fleisch genießen, so muß er auf den kahlen Felsen ein paar tausend Fuß hoch in den Bergen ein wildes Schaf suchen und mit seiner Flinte erlegen, was mehr als einen Tag in Anspruch nehmen kann. Ja arm sind diese Indianer!

Doch in dieser Hütte, wo es an allem Schmuck, ja an aller Bequemlichkeit fehlte, empfand ich Respekt vor einem Manne wie Lomas, als ich überdachte, was für Fortschritte in dem Indianergebiet von Martinez in den letzten Jahren gemacht worden waren, und daß diese Fortschritte zu einem großen Teil Lomas und einigen ihm gleichgesinnten Leuten zu verdanken seien. Bis zu seinem Mannesalter war Lomas Heide. Von seinen Vorfahren hatte er nur eine unklare Ueberlieferung römisch-katholischen Aberglaubens überkommen. Er wußte nichts von der Gnadenbotschaft, bis Missionar Weinland im Jahr 1895 Martinez besuchte. Damals herrschten dort Trunksucht und Spiel. Bei heidnischen Festen machten Zauberdoktoren ein glänzendes Geschäft. Dann und wann verbreitete sich das Gerücht, ein Indianermessias komme; ihn herbeizulocken veranstaltete man wilde Geistertänze.

Nun gehört in Martinez das alles der Vergangenheit an. Anstatt die Geister zu fürchten, schmückt man heutzutage die Gräber auf unserem Friedhof zu Ostern mit schönen Blumen. Käme ein Zauberer, so würde er gleich ausgewiesen werden. Berauschende Getränke sind in Martinez nicht mehr zu kriegen. Bei aller noch vorhandenen Dürftigkeit hat ein Regierungsinspektor im Jahr 1905 den Fleiß der Indianer bei ihrem Garten- und Ackerbau gelobt. Und als ich da in Lomas Hütte saß und in das offene Auge des Mannes schaute, da wußte ich, daß diese Fortschritte diesem kupferbraunen, grauhaarigen Indianerhäuptling

Ehre machten. Er hat das Schlechte durch das Gute zu ersetzen gesucht und auf diese Weise das Schlechte beseitigt. Ein Beispiel davon!

Es war Mitte Februar. Da hörte Lomas, daß etliche Männer eines der Feste planten, die bei diesen Rothäuten sehr beliebt, aber mit allerlei Ausschweifungen verbunden sind. Sofort versuchte er im Verein mit einem Genossen der Festlichkeit ein anderes Gesicht zu geben. Er schlug nämlich vor, das Fest in eine öffentliche Feier von Georg Washingtons Geburtstag zu verwandeln, der als Freund der Indianer weithin verehrt wird. Nach einem Festakt im Schulhaus sollte eine allgemeine Mahlzeit im Freien in der Nähe des Missionshauses abgehalten werden. Dieser Vorschlag fand Beifall. Ueber hundert Indianer nahmen am Feste teil; dabei war nun natürlich der Genuß von berauschenden Getränken ausgeschlossen. Nichtsdestoweniger aber wollten die Uebelgesinnten ihr Fest doch abhalten, und zwar eine Woche später. Was tat man da? Dreizehn Männer ernannten Lomas zum speziellen Polizisten für diesen Tag, damit er für Ordnung sorge. Und das hat er getan: bei dem Fest wurden drei Indianer in Arrest genommen, der eine, weil er Rum verkaufte, ein anderer, weil er sich betrank, und der dritte, weil er einen Streit heraufbeschworen hatte. Beim Verhör wurden alle zu Geldstrafen verurteilt.

Nun dankte ich Lomas für seine Festigkeit und Treue und ermahnte ihn zu weiterer Standhaftigkeit. Er versprach mir, das Seine zu tun, um den Missionar zu unterstützen. Auch versicherte er mir, daß er unsere evangelische Lehre schätze und den Unterschied wohl kenne und zu würdigen wisse, der zwischen unsern Brüdern und den Anhängern der Katholiken, die eine Gegenmission unter den Indianern betreiben, besteht.



Indianer im Kriegsschmuck.

Auch unter unwissenden Indianern gibt es Gelegenheit, den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen und deutlich zu zeigen, welchem Könige man untertan ist. Mut und Tapferkeit und ein freimütiges Bekenntnis durch Wort und Wandel kennzeichnen den wahren Jünger Jesu in der Heidenwelt wie in der Christenheit.

Wie Australneger zu einem Posaunenchor gekommen sind.

Als Missionar Hey vor neun Jahren aus Deutschland nach Australien zurückkehrte, um seine kleine Gemeine in Mapoon, die unter viel Mühe aus den heidnischen Papua gesammelt worden ist, wieder zu übernehmen, packte er unter anderm in eine seiner Kisten auch Posaunen und Trompeten. Sie sollten mit nach Mapoon reisen, um dort drüben ihre Stimmen erschallen zu lassen. Nun aber geben Posaunen und Trompeten ihre Stimmen nicht von sich, man blase sie denn. Aber können muß man's! Missionar Hey aber konnte es nicht, und seine Papua noch weniger. Indes: was man nicht kann, das soll man lernen. Es wäre doch schade gewesen, wenn man die schönen, glänzenden Instrumente nur anschauen und nicht auch hätte spielen können.

Missionar Hey hat eine Frau, und diese seine Frau besitzt ein Harmonium. Nun mußte sich Frau

Hey an ihr Harmonium setzen und einen Ton angeben, den Grundton C; Hey aber versuchte nun, dieses C seiner Trompete zu entlocken, und probierte so lange, bis der Ton rein und stark aus dem metallenen Trichter entströmte. Folgte ein zweiter Ton. Auch den kriegte Hey nach einigen gescheiterten Versuchen glücklich heraus. Und so gings weiter, die Tonleiter hinauf und hinunter, dann die Akkorde, den Vierklang und den Dreiklang, schließlich wagte man sich sogar an kleine Melodien in C-Dur, bis endlich vor keiner Schwierigkeit mehr kapituliert, sondern eine nach der andern überwunden wurde und die Trompete von sich geben mußte, was Hey von ihr forderte.

So hatte nun eines der Instrumente Stimme bekommen. Was aber mit den andern beginnen? Da waren verschiedene junge Papua. Ihre Lippen sahen aus, als ob sie nur darauf warteten, an das Mundstück einer Posaune gesetzt zu werden. Hey wählte die aus, die ihm die geschicktesten schienen, und lud sie zu seinen Uebungen ein. Bald aber fanden die, daß sie nicht spielen könnten. Ihre Zahl schmolz von Uebung zu Uebung mehr zusammen. Schließlich blieben nur noch so viel übrig, als Instrumente vorhanden waren. Dieser Elite fehlte es nun an musikalischen Fähigkeiten nicht, wohl aber an Ausdauer. Die Uebungen waren ihnen verleidet, ehe sie etwas Ordentliches konnten. Was sollte man nun tun? Die Sache aufstecken? Das wäre doch jammerschade gewesen. So rasch gab Hey die Schlacht nicht verloren. War es mit den zuerst geworbenen Truppen nichts, so war vielleicht eine zweite Truppe tauglicher. War es mit den Jünglingen nicht gegangen, nun, so versuchte man es einmal mit den Mädchen.



Indianer mit der Friedenspfeife.

Die kräftigsten wurden gerufen. Hey lernte sie an, und siehe da, sie machten ihre Sache famos. Ja, sie kamen in der edlen Bläserkunst schneller vorwärts als der Missionar selber. Jetzt, da die Mädchen blasen konnten, schämten sich doch die jungen Herren der Schöpfung, es nicht auch fertig gekriegt zu haben. Sie stellten sich wieder zu den Uebungen ein, und das Ergebnis war, daß Mapoon statt zu einem, zu zwei Posaunenchören kam, einem der Jünglinge und einem der Mädchen. Das war denn auch recht gut. Denn zu eben der Zeit, wo die Papua-Bläserchöre die ersten Schwierigkeiten überwunden hatten, fing das Harmonium altershalber zu streiken an und verstummte, als ob es eben nur der Zeit geharrt hätte, wo es seine Aufgabe, den Gesang in den Gottesdiensten zu begleiten, an die Posaunenbläser und Bläserinnen abgeben könne. Es ist nun, damit alle böse Eifersucht zwischen den beiden Chören fernbleibt, in Mapoon so eingerichtet, daß am Sonntagvormittag die Mädchen, am Sonntagabend aber die Jünglinge den Gesang begleiten. Sie spielen beide ungefähr gleich gut, nur daß es Hey scheinen will, als ob die Mädchen ein wenig mehr Gefühl in ihre Musik legten als die Jünglinge, denen natürlich die Hauptsache ist, daß es recht schallt.

So sind Wilde, die vor zwei Jahrzehnten noch Menschenfresser gewesen sind, zu einem Posaunenchor gekommen und loben damit den Herrn.

Kindermission in China.

Auch die Heidenkinder können dem Missionar in seiner Arbeit helfen. So erzählt Missionar Dr. Oehler in China: „Es ist eine Macht in den Kindern, die gegenwärtig im Kampf mit den Alten stehen. Fast in allen Häusern des Dorfes wollen die Kinder nicht mehr räuchern und nicht mehr den Götzen dienen oder die Ahnen anbeten. Viele sprechen mit Freimut und Freudigkeit ihr Tischgebet zu Hause. Ein kleines achtjähriges Mädchen, die treueste Sonntagsschülerin, verteidigt ohne Bangen ihren Glauben gegenüber ihrem Vater und ihren Onkeln. Neckend halten sie ihr vor: „Hast du deinen Gott schon gesehen oder hat der Missionar ihn gesehen?“ „Nein“, antwortet sie, „aber er ist doch der wahre Gott.“ — Sie und viele andere machen jeden Sonntag Anstrengungen, Mutter, Großmutter und Tanten zur Kirche zu bringen. Sie freuen sich, wenn es ihnen gelingt, und die Mütter gestehen uns, daß sie ihren Kindern nicht widerstehen könnten. Dann wieder klagt ein solches Kind, wenn seine Bemühungen nicht vom gewünschten Erfolg begleitet gewesen sind: „Ich ermahne die Mutter immer wieder, aber es ist alles umsonst.“ „Die Großmutter ist hart wie ein eiserner Nagel,“ sagte ein Bürschlein vor ihren Ohren. — Sie nehmen aber auch etwas auf sich um ihres Glaubens willen. Einer unserer Schüler,

von dem wir es nicht gedacht hätten, widersetzte sich seinem alten Onkel, der ihn zum Räuchern zwingen wollte, und floh vor ihm über den Bach und den Berg hinauf, der Alte hinter ihm drein, ohne ihn aber zu erreichen. — Nicht selten leisten die Alten zähen Widerstand, und es ist traurig, wenn ein allzu sanfter Knabe, der im Herzen Christ ist und schon um die Taufe gebeten hat, sich von dem harten Vater zwingen läßt, zu räuchern und nach heidnischer Weise Hochzeit zu machen. — Da haben drei Knaben, die in Tschonghangkang getauft wurden, sich tapferer gezeigt. Wohl wurden alle drei mit Enterbung bedroht. Dem einen erklärte seine Mutter, eine Witwe, deren einziger Sohn er ist: „Künftig issest du, was du verdienst, und ich esse mein Eigenes; wir sind geschiedene Leute.“ Sie wird sich aber doch erweichen lassen und schließlich ihrem „Einzigen“ nachgeben. Vom zweiten sagte mir der Katechist: „Wenn du den Afu nicht taufst, dann weint er. Er hat schon gesagt, es mache ihm nichts aus, wenn ihm sein Vater auch enterbe.“ Der dritte hatte vielleicht den schwersten Stand; denn seine vier älteren Brüder wollen vom Christentum nichts wissen oder haben nicht den Mut, sich dazu zu bekennen. Es überraschte uns, daß wir bei der Taufe dieser Knaben auf solchen Widerstand in den Familien stießen; denn man hört oft sagen: „Wir können unsere Kinder nicht mehr aufhalten; die werden doch Christen.“ Aber sobald man ernst macht, regt sich auch die Feindschaft.



Posaunenchor unserer Gemeine Weipa in Australien.

Wo ist der Mittelpunkt der Erde?

Ein Beweis für die Ausbreitung der Bibel über die Welt hin und für die Achtung, die sie schon an vielen Orten genießt! Mitte Juni machten Leute aus Nigeria in Westafrika einen Besuch in London. In malerischen Trachten zogen sie durch die Straßen der Weltstadt, und was suchten sie? Das Haus der britischen Bibelgesellschaft! Und diese Freude, als sie es gefunden hatten! Und was wollten sie dort? Sie kamen, um dort einmal persönlich ihren Dank abzustatten für die auch ihrem Volk durch diese Gesellschaft vermittelte Gabe der Bibel! Ja, was sagte der Häuptling Edun in seiner Ansprache? Er erklärte: „Wenn wir ein gemeinsames Gefühl haben, so ist es das, daß dieser Platz, von dem das Wort Gottes in allen Sprachen in alle Welt ausgeht, der Mittelpunkt der Erde ist“ .... Und sehr verständig fuhr der Mann fort: „Die Wirkung der Bibel mag man in einem christlichen Lande, wie England, wo alles Licht ist, nicht so handgreiflich sehen, aber desto mehr sieht man sie in einem Lande, wie dem unsern, wo so viel Finsternis ist. Wir bitten Gott, daß er das Werk, das an dieser Stätte getan wird, auch weiter segnen wolle.“

Sind wir alle ebenso dankbar dafür, daß wir die Bibel haben?

Wie verbreitet die Bibel in Indien ist.

Ein Beweis dafür, daß die Bibel immer mehr anerkannt wird in ihrem Wert! Auch von solchen Völkern, die sie erst vor wenigen Jahren oder Jahrzehnten kennen gelernt haben.

Auf dem letztjährigen Nationalkongreß der Eingeborenen Indiens, der in Bankipur gehalten wurde, hatte die große Britische Bibelgesellschaft, die sich seit 100 Jahren die Uebersetzung der Bibel in alle Sprachen der Welt angelegen sein läßt, auf einem Tische wenigstens alle die Uebersetzungen der Bibel in indische Sprachen ausgestellt. Wißt Ihr, wie viel das waren? Nicht weniger als 60!

Aber über eins wunderte man sich. Daß nämlich so wenig Bibeln gekauft wurden. War das nicht traurig?

Nein. Und warum nicht? Weil die meisten Teilnehmer des Kongresses auf die Frage, warum sie die Bibel nicht kauften, antworteten: „Wir besitzen sie schon!“ Und denkt Euch, diese Leute waren zum größten Teil Heiden oder Mohammedaner!

Rätsel.

Nimmt man den Fuß weg einem deutschen Land,
Wirds eine Hafenstadt, die gut bekannt.
Nimmt man den Fuß dann auch noch fort,
Bleibt übrig nur ein Abschiedswort.

Reichsbote.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1913. 14. Jahrgang.

Weihnachten in Eis und Schnee.

Erzählung unseres früheren Labrador-Missionars Br. H. Jannasch: Aus „Die Taube", November 1907.

1. Die Missionsplätze der Brüdergemeine unter den Eskimos in Labrador.

Liebe Kinder! Heute sollen euch diese Zeilen einmal in ein kaltes Land führen, von dem ihr sonst wohl seltener hört, als von den warmen Ländern, nämlich nach Labrador, dem eisumsäumten Lande in Nord-Amerika, an dessen Küste nur während einiger Monate, von Juli bis September, die Schiffahrt frei ist. Und auch in diesen wenigen Monaten ist sie noch recht gefährlich in Anbetracht des vielen Treibeises, das die Küste im Lauf des Sommers einschließt. Dort gibt es unter den Eskimo schon mehrere Missionsstationen der Brüdergemeine, und vor etwa 10 Jahren ward die südlichste derselben, Makkovik, gebaut, damit auch die im Süden zerstreut wohnenden reinen und Halbblut-Eskimo das Wort Gottes besser hören können. Freilich können sich diese Leute ihres mühsamen Lebenserwerbes wegen, der aus Pelztier- und Fischfang besteht, nicht bleibend auf einer solchen Station sammeln, sondern sie wohnen im weiten Umkreis von mehreren hundert Quadratkilometern zerstreut, und so können sie nur ab und zu einmal ihre in der Mitte liegende Station Makkovik besuchen. Dort also wurde im Sommer 1896 diese Station errichtet, damit die Leute, die sonst wohl hunderte von Kilometern weit zur Station Hoffental, die weiter im Norden liegt, reisen mußten und der großen Entfernung wegen diese Reise nicht oft unternehmen konnten, nun doch einige Male im Jahr auf ihre eigene Station kommen könnten. Freilich sind diese Reisen auch jetzt noch schwierig, besonders wenn weicher Schnee das Land bedeckt, oder das Eis, welches sich auf dem Meer gebildet hat, gefährlich wird. Aber dennoch tun sie, was sie können, und kommen so oft als möglich, und auch der in Makkovik wohnende Missionar besucht so oft er kann, seine Pflegebefohlenen, sei es nun im Winter zu Schlitten oder im Sommer zu Boot, so daß zwischen ihm und seinen Leuten ein recht lebhafter Verkehr stattfindet. Im Sommer des Jahres 1896 war nur das Wohnhaus aufgerichtet worden, und erst im kommenden Jahre konnte die Kirche folgen.

2. Die Weihnachtskapelle in Makkovik.

Da sich aber in dem Wohnhaus auch das sehr große Schulzimmer befindet, so konnte dasselbe schon im ersten Winter vollständig ausgebaut und zu einer kleinen Kapelle hergerichtet werden, in welcher alle Gottesdienste bis zur Fertigstellung der Kirche abgehalten werden konnten. So ließ denn der Missionar schon im ersten Sommer 1896 all seinen Pflegebefohlenen sagen: „Kommt, wenn ihr irgend könnt, zum Weihnachtsfest nach Makkovik, wir werden dann mit Gottes Hülfe unser Kirchlein so weit fertig

haben, daß wir darin dem Herrn dienen können." Und das war für den Missionar und seinen Neffen, der ihm dabei half, und der jetzt schon lange wieder im Himalaya-Gebirge Missionar ist, eine gewaltige Arbeit; aber doch wurde er mit Gottes Hülfe zur gegebenen Zeit fertig. Im Anfang des Dezember fror dann auch das Meer fest zu, und gegen Weihnachten war das Eis schon einige Fuß dick. Wir freuten uns schon darauf, daß wir zu Weihnachten recht viele Festfeiernde bei uns auf der Station sehen würden.

Aber, o weh! — fünf Tage vor Weihnachten begann es zu schneien, und es schneite fort und immer weiter, bis der Schnee nach einigen Tagen wenigstens



Heim eines Missionars der Brüdergemeine in Labrador zur Weihnachtszeit.
(Geschw. Stecker früher in Rama.)

$1^{1}/_{2}$ Meter tief lag. Dabei dürft ihr euch den Schnee nicht so fest liegend vorstellen, wie hier zu Lande, o nein, bei der großen Kälte fällt er nicht in Flocken, sondern wie ganz feines Pulver, und liegt dann so locker, daß, wenn man auf solchen Schnee träte, man fast bis auf den Grund einsinken würde. Man wartet darum gern nach einem solchen Schneefall auf einen tüchtigen Sturm, der den Schnee aufwirbelt, und ihn dann irgend wohin treibt und festpeischt, damit dann nach einem solchen Sturm eine gute harte Bahn werde, auf der man mit seinem Schlitten schnell vorwärts kommen kann. Aber der Sturm ließ auf sich warten, ein Tag nach dem andern verging, und wir glaubten schon, daß wir unser Weihnachtsfest nur mit der kleinen Zahl derer feiern müßten, die auf der Station wohnen.

Dessen ungeachtet haben wir aber doch unsre kleine Kapelle weihnachtlich geschmückt mit Lichtern und Tannengrün, mit einem Christbaum, und auf dem Hausgang vor der Kapelle wurde ein großes Bethlehem aufgebaut mit den dazu gehörigen Weihnachtsfiguren.

3. Die Ankunft der Festgäste.

Wer beschreibt aber unsre Freude, als am 23. abends ein Schlitten ankam, und zwar von der äußersten Grenze unsers Bezirkes im Süden, die etwa 85 Kilometer von uns entfernt liegt. Es war eine kleine Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind. Letzteres saß in einem Kasten wohl verwahrt auf dem Schlitten, während Vater und Mutter auf den großen runden Indianerschneeschuhen vor den Hunden herwanderten, um für dieselben in dem tiefen Schnee Bahn zu treten. Unsre Freude war groß, und noch größer die Freude der Ankommenden, daß sie wirklich das Ziel erreichten. Der Vater erzählte uns dann, daß er den Gedanken, zum ersten Male mit seiner Familie ein Weihnachtsfest zu feiern, nicht habe aufgeben können, und da er dem schönen Wetter nicht auf die Länge getraut habe, so habe er sich schon vor acht Tagen auf den Weg gemacht, um doch auf alle Fälle in Makkovik zu rechter Zeit einzutreffen. Seine Vorsicht war auch belohnt, denn sie waren schon weit gekommen, als das böse Wetter anfing. Da aber kein Sturm den Schneefall begleitete, so konnten sie doch nur langsam vorwärts kommen. In den ersten Nächten übernachteten sie im Schnee, in den folgenden bei an dem Wege wohnenden Leuten, die wohl auch noch nachkommen würden. Wie freuten sie sich, als sie hörten, daß sie wirklich die ersten seien und daß sie unsre Weihnachtsfreude durch ihre Ankunft so erhöht hatten. Am kommenden Tage folgten dann noch viele unsrer entfernt wohnenden Leute diesen ersten. Alle klagten, daß die Strapazen, die sie hätten ausstehen müssen, wohl sehr groß gewesen seien, aber doch war die Freude überwiegend, daß sie nun wirklich einmal ein Weihnachtsfest miteinander feiern sollten. Unser nächster Nachbar, der bei guter Bahn in zwei Stunden den Weg zu uns zurücklegen kann, hatte nicht weniger als vierzehn Stunden dazu gebraucht. Er erzählte

uns, daß sein Schlitten zuweilen unter dem Schnee gewesen sei, und daß er es nächst Gott nur seinen starken und kräftigen Hunden zu danken habe, daß er glücklich angekommen sei.

4. Die Weihnachtsgemeine.

So kam denn am ersten Weihnachtsabend ein Gemeinlein von einigen siebzig Seelen zusammen, meist Erwachsene, die noch nie Weihnachten gefeiert hatten, und die sich nun wie Kinder darauf freuten. Da damals in Makkovik nur zwei Häuser außer dem Missionshaus vorhanden waren, so mußte natürlich ein großer Teil der Festgäste in dem unfertigen Teil des letzteren kampieren, hatten sie doch alle ihre Schlafsäcke mitgebracht; und sie schliefen auch innerhalb der kahlen Wände herrlich. Die Küche des Missionshauses war ganz zu ihrer Verfügung gestellt, und so konnten sie dort ihre mitgebrachten Vorräte zubereiten. Und nun der erste Gottesdienst am Weihnachtsabend! Er war wirklich herzerhebend. Wohl war bei den ersten Gesängen die Rührung zu groß, als daß sie so recht hätten singen können, denn viele konnten sich der Tränen nicht enthalten, war es ja doch das erste Mal, daß sie mit Bewußtsein ein Weihnachtsfest zusammen feiern konnten; aber je länger je mehr hob sich der Gesang, und die Herzen strömten über im Lobpreis des menschgewordenen Heilandes.

Wohl gab es in diesen Tagen viel zu tun für den Missionar, mußte er doch erst seine neuen Schäflein alle kennen lernen, aber wir wurden nicht müde, den uns Besuchenden die Gnade unseres Heilandes anzupreisen, besonders denen, die nur noch recht bescheidene Kenntnisse von ihm hatten. Auch der Christbaum, und besonders das Bethlehem mit dem in der Krippe liegenden Jesuskindlein übten ihre Wirkung aus auf so manches kindliche Gemüt, und besonders zwei junge Burschen, die auch aus weiter Ferne gekommen waren, und die noch nie eine Kirche gesehen und keine Ahnung hatten von einer christlichen Versammlung, konnten sich nicht satt sehen und hören; besonders das Kindlein in der Krippe und seine Liebe zu uns armen Menschenkindern trieb ihnen immer wieder die Tränen in die Augen.

5. Der Sturm auf der Rückfahrt.

Am zweiten Feiertag trat dann endlich der mit Sehnsucht erwartete Sturm ein. Zwei Tage lang wütete er mit unverminderter Gewalt und trieb den losen Schnee mit solcher Wucht vor sich her, daß man zuweilen keine drei Schritt weit sehen konnte, wodurch aber die Bahn für die Reisenden ganz prächtig zubereitet wurde, denn der Schnee wurde dadurch so hart, daß man ohne irgend einzusinken auf demselben gehen konnte. Wie freundlich hatte es der liebe Gott gefügt, daß er dem Sturm so lange Einhalt geboten, daß so viele herkommen konnten, das Fest zu feiern, daß er ihn dann aber auch wieder zu rechter Zeit sandte, um ihnen den Heimweg so viel leichter zu machen als den Herweg. Jener liebe Wanderer aus dem Süden sagte mir beim Abschied mit nassen Augen: „Wie dankbar bin ich doch dem Herrn, daß er uns diese schönen Tage hat mitfeiern lassen, und wenn ich vierzehn Tage hätte marschieren müssen, es hätte mich nicht gereut.“

6. Die zwei Knaben und ihre Mutter.

Und noch ein schönes Nachspiel hat dieses Fest gehabt. Jene beiden jungen Burschen, zwei leibliche Brüder von fünfzehn und siebzehn Jahren, kamen nach Hause und konnten ihrer Mutter nicht genug erzählen von all dem Schönen, das sie in Makkovik gehört und gesehen hatten. Sie, die Mutter, erzählte es mir später, als sie uns besuchte, wie ihre Jungen ihr gesagt: „Das Schönste war aber doch das Jesuskindlein in der Krippe, das dort für uns lag. Aber der Lehrer hat uns gesagt, das sei nur ein Bild von unserm Herzen, dort müsse vor allen Dingen das Jesuskindlein hinein, und deshalb müsse alles heraus, was böse ist, denn Sünde und das Jesuskindlein vertragen sich nicht zusammen. O, Mutter, du mußt uns helfen, daß wir das Böse lassen, denn wir möchten so gern dem Heiland Platz machen in unserm Herzen. Du mußt es uns immer sagen, wenn du etwas Unrechtes bei uns siehst, damit der Heiland in uns wohnen kann.“ Und die Mutter, eine rechte treue Mutter, sie hat es getan, und hat ihre Buben fleißig gemahnt, und als dann ihre Knaben beide an einem Tage starben und sie mit vielen Tränen an ihrem Lager stand, da sagte der älteste: „Mutter, du mußt nicht weinen, wir haben ja dem Heiland Platz gemacht in unsern Herzen, und er ist immer bei uns gewesen. Jetzt dürfen wir zu ihm gehen, und ich weiß es, wir werden ihn selbst sehen und mit ihm noch so viel Herrlicheres, als wir in Makkovik gesehen haben.“ Dann hat er uns noch herzliche Grüße aufgetragen, und die Beiden sind dann selig heimgegangen. Und die Mutter sagte später immer, wenn die Rede auf ihre beiden heimgegangenen Söhne kam: „Wohl brach ich fast zusammen, als ich meine beiden großen Jungen, die Stütze unseres Alters, an einem Tage begraben mußte, aber ich will sie nicht mehr zurück haben, wer weiß, ob sie später noch so selig heimgegangen wären, als damals, wo sie dem Heiland so ganz gelebt und ihm ihr ganzes Herz eingeräumt hatten.“

7. Das tödliche Gift.

Und wenn ihr mich nun fragt, wie denn die beiden Kinder beide an einem Tage sterben konnten, so will ich euch das gern auch noch erzählen; das ist eine ganz traurige Geschichte. Im Juni, als der Strand, an welchem sie wohnten, frei wurde von dem ihn bedeckenden Wintereise, gingen sie wie sonst so oft nach einem fröhlichen Abschied von ihrer Mutter auf die Jagd nach Seehunden. Am Strande, wo durch die eingetretene Ebbe das Meer zurückgetreten war, fanden sie eine Menge frischer Muscheln; und

wie die Eskimo das so oft zu tun pflegen, zerschlugen sie dieselben und verzehrten den Inhalt. Aber, o weh, manche von diesen Muscheln enthielten das unbedingt tödlich wirkende Muschelgift, dessentwegen man um diese Jahreszeit sehr vorsichtig sein muß. Die beiden Knaben merkten auch bald, wie es mit ihnen stand, nachdem sie davon gegessen, und hatten nur noch soviel Zeit, nach Hause zurückzukehren und sich zum Heimgang ins Vaterhaus dortdroben zu rüsten.

Wie dankbar müßt ihr doch sein, liebe Kinder, daß ihr es so gut habt, alles, was euch elterliche Liebe reicht, unbesehen genießen zu dürfen, ohne Sorge, ob es euch auch Schaden tun könnte, oder daß ihr gar daran sterben müßtet. Habt ihr auch dem Herrn Jesu schon dafür gedankt? —

8. Weihnachtswünsche für die liebe Jugend.

Und nun nehme ich Abschied von euch und wünsche euch ein recht fröhliches Weihnachtsfest. Gedenkt dabei an die beiden Eskimobuben, die ein so seliges Ende hatten, und gebt auch euer Herz dem Heiland!



Ein Weihnachtswunschzettel für die Jugend.

Weihnachten in aller Welt. Erzählungen und Schilderungen aus zehn Missionsgebieten der Brüdergemeine. Herrnhut, Missionsbuchhandlung 64 S., 60 Pfg.

„Weihnachtskerzen“-Hefte (zu 32 Seiten à 12 Pfg. 50=5,50 Mk., 100=10 Mk.) mit schmuckem, buntem Titelbild „O du fröhliche, o du selige ..“, Vom Christkindlein kam's usw. Verlag Kinderfreund, Leipzig.

Im gleichen Verlag erscheint die inhaltreiche, altbekannte Jugendschrift von Dr. Rink: **Deutscher Kinderfreund**, 2,60 Mk. im Jahr portofrei. Probenummern kostenlos. Jahrgang beginnt im Oktober.

Die **Herrnhuter** Missionsbuchhandlung hat noch viele, viele schöne **Schriften** zu 5 oder 10 oder 20 und mehr Pfennig auf Lager, — so viel, daß sie verkaufen muß — und die handeln von schwarzen und weißen Menschen, von Eskimos und Papus, von Löwen und Eisbären, von Schneefeldern und Urwäldern. Wer will davon lesen und sich solche Schriften schenken lassen? Und wer will „**Nord und Süd**“ einem Freunde oder einer Freundin auf den Weihnachtstisch legen?

Merkwürdige Früchte auf Kameruns Bäumen.

Von Schwester Hilde Laible, Missionarin in Kamerun.

Ihr habt wohl alle so ein Gummiarabikumfläschchen daheim, mit dem gelben Klebestoff drin. Habt ihr schon einmal einen Baum gesehen, auf dem Gummiarabikum-Fläschchen wachsen? Bei uns in Kamerun gibts solche Bäume. Mir war ein Buch von unserem feuchten Wetter auseinandergeweicht. Das wollte ich wieder zusammenleimen. Aber o weh, ich hatte in Deutschland mein Leimfläschchen stehen lassen. Und wenn ich mirs nachbestelle, so dauert es villeicht 3 bis 9 Monate, bis es kommt. Was ist zu machen? Doch meine Bulu-Schuljungens wußten Rat. Sie brachten große Beeren, schön grün, ungefähr wie unsere Stachelbeeren, aber mit einem Kern. Die Beere braucht man bloß zu drücken, da fließt ein dicklicher, reiner, klarer Saft heraus und der klebt ganz herrlich, besser noch als unser Gummiarabikum. Da streicht man mit der Beere nur so über den zu pappenden Gegenstand und alles ist wieder in Ordnung. Ich habe auf diese Weise Papier, Zeug, Pappe, Landkarten, Bücher, sogar der Länge nach gespaltene Bleistifte zusammengepappt. Und wenn mal meine Schulbuben ein bischen vorlaut sind, dann sage ich ihnen: „Wartet, ich hole eine solche Beere und werde euch den Mund damit zupappen!“



Rätsel.

Das Wort mit P bringt jeder Tag, — Es bleibt dir nicht erspart. — Machs schlimmer nicht durch das mit K — Sonst trägst du doppelt hart. G. J.

Lösungen der Rätsel im Jahrgang 1913.

Januar: Eber, Rebe. Februar: Robinson. März: Saale. April: Sensen. Mai: Pranger, Range. Juni: Zerbst, Herbst. September-November: Baden, Aden, Ade. Dezember: Plage, Klage.

Quittung.

Herzlichen Dank für Staniol, das wir von der evangelischen Sonntagsschule in Heilbronn durch Br. E. Pagels empfingen! Missionsbuchhandlung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.